Hermann Marggraff,

Schiller's und Körner's

Freundschaftsbund.

Schiller's und Körner's Freundschaftsbund.

Von

Hermann Marggraff.

Einleitung

zur zweiten **wohlfeilen** Ausgabe

von

Schiller's Briefwechsel mit Körner.

Leipzig,
Verlag von Veit & Comp.
1859.

Schiller's und Körner's Freundschaftsbund.

Es ist eine für Manchen vielleicht auffallende Thatsache, daß ein sehr ansehnlicher Theil des gebildeten Publikums den Biographien gefeierter Dichter eine größere Theilnahme zuwendet als den Biographien von Gelehrten, Staatsmännern, Feldherren, Künstlern, Fachmännern aller Art. Der Hauptgrund dieser Erscheinung liegt wol darin, daß der Dichter der eigentliche Dolmetsch der Empfindungen ist, die, mehr oder minder klar gefühlt, in jedes empfindenden Menschen Brust leben und daß er diesen Empfindungen Worte verleiht, die sich durch ihren Inhalt ebe so sehr dem Gemüth und der Phantasie als durch ihre Klänge dem Ohre einschmeicheln. Jeder hat schon in früher Jugend, wenn nicht mehrere, doch wenigstens einen Lieblingsdichter, der ihn die Geheimnisse seiner Brust ahnen lehrt, ihm die Reize der Natur aufschließt und seinem idealen Drange Befriedigung gewährt, und sicher sind für jeden wirklich fühlenden Menschen die schönsten Erinnerungen aus seiner Jugendzeit diejenigen, die sich an seinen einsamen Umgang mit den Schöpfungen seines Lieblingsdichters knüpfen. Ehe wir noch fähig waren, ein Musikstück zu verstehen oder ein Gemälde oder sonst ein Kunstwerk zu be-

greifen, hatten wir doch schon dieses oder jenes Gedicht vollständig in uns aufgenommen und es zu unserem geistigen Eigenthume gemacht. Irgend ein Dichter war oder ist unser Freund, unser Tröster, unser Lehrer; und es ist ganz begreiflich, daß wir begierig sind zu erfahren, wie und unter welchen Verhältnissen dieser Freund gelebt, sich entwickelt, Freude genossen oder gelitten hat.

Varnhagen sagt zwar in einer kritischen Anzeige des Viehoff'schen Erläuterungswerkes zu Goethe's Gedichten (s. „Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften," 8. Band, S. 400) nicht mit Unrecht: „In der Jugend lesen wir unsere Dichter freilich ohne allen Commentar, wir folgen ihnen entzückt durch Hell und Dunkel, und das Uebermaß des Genusses, den wir aus dem Verstandenen schöpfen, führt uns über das weniger Klare leicht hinweg, ja nicht selten liegt auch in diesem noch ein Reiz des Ahnungsvollen, der den Genuß erhöht. Ebensowenig wie das allseitige Verständniß des Inhalts kümmert uns der tiefe Bezug des Gedichts zu dem Dichter, wir singen sein Lied und fragen nicht, wie es entstanden sei, wir feiern wol den Namen des Dichters, aber lassen es bei dem Namen bewenden." Indeß machen wir uns auch in dieser naivsten und glücklichsten Periode unseres Lebens doch gern irgend eine dunkle Vorstellung von dem Leben und der Persönlichkeit des Dichters, den wir uns freilich meist mit allen Vorzügen des Geistes und Herzens begabt und gleichsam als ein höheres Wesen ohne alle irdischen Mängel denken,

und mit Eifer haschen wir nach irgend einer Kunde von ihm, und wenn wir dann auch wol mitunter von einer seiner menschlichen Schwächen vernehmen, so macht uns dies zwar im ersten Augenblick bestürzt, aber schon im nächsten Augenblick halten wir die Mittheilung für eine üble von neidischen, bösen Menschen ersonnene Nachrede, was denn auch freilich oft genug der Fall ist. Jedenfalls erregen aber diese uns zu Ohren kommenden zerstreuten und zufälligen Mittheilungen selbst in dieser Periode bereits in uns das Verlangen, mehr und Zusammenhängenderes über die Person unseres Lieblingsdichters zu erfahren, und wenn uns irgend eine vollständigere Biographie, die nur nicht kritisch gelehrten Charakters sein darf, zur Hand kommt, so werden wir mit Begier darnach greifen. Wehe aber dem Biographen, wenn seine Mittheilungen der Art sind, das ideale Bild, das wir uns von dem Dichter entworfen haben, zu sehr zu beeinträchtigen! Unmuthig werden wir dann sehr bald die betreffende Schrift oder den betreffenden Aufsatz von uns werfen.

Sobald wir in ein reiferes Alter treten und auf eine höhere Bildungsstufe gelangen, ändert sich das Verhältniß. Der Dichter und seine Schöpfungen sind uns nun nicht mehr Gegenstand des blos naiven Empfangens, wir machen sie zu einem Gegenstande unseres Nachdenkens, unserer Kritik und unseres Studiums. „Hier stellt sich uns das Gedicht (um uns der weiteren Worte Varnhagens zu bedienen) als kein abgeschlossen Selbständiges dar, sondern

als ein Theil eines großen Ganzen, als Einzelheit einer unendlichen Schöpfung; in seiner augenblicklichen Bestimmtheit ist es nicht ohne Vor und Nach zu denken, nicht ohne den Zusammenhang mit anderm Lebensausdruck. Hier kommt das Recht der Gestalt, ihrer Mannigfaltigkeit und Wandlung zur Sprache, hier beginnt die geschichtliche Umsicht, die Erkenntniß des Ursprünglichen und Nachgebildeten, und vor allem drängt sich die Frage nach dem Urheber auf, der uns bald eben so wichtig wird, als seine wunderbaren Gaben. . . . . Nun sind wir nicht mehr zufrieden, die Geschenke des Meisters nur im Ganzen hinwegzunehmen, wir streben in das Innere zu dringen, die Stoffe und Gestalten zu erfassen, das Einzelne in seine feinsten Verzweigungen zu verfolgen. Wir erforschen die Ursprünge, die Triebfedern, wir wollen Einsicht haben in die Bedingungen des Entstehens, Theil haben an dem ganzen Leben, aus welchem die Dichtung hervorgewachsen ist."

Es kommen nun aber noch einige eigenthümliche Momente hinzu, welche den Biographien von Dichtern oder den Beiträgen zu solchen einen besondern Reiz vor den Biographien anderer Personen ertheilen. Der Dichter als solcher ist mehr sein eigenes Geschöpf als irgend ein anderer. Alle übrigen Künste und Wissenschaften können bis zu einem gewissen Grade angelernt werden und sind oft in ganzen Familien, vom Großvater und Urgroßvater bis zum Enkel und Urenkel erblich. Die Kunst zu dichten ist ganz individuell; sie ist angeborner Geist, angeborne Phan-

tasie, angebornes Anschauungs- und Gestaltungsvermögen. Sie wird nicht in Ateliers, nicht auf Akademien gelehrt. Der Dichter kann sich durch das Studium guter Muster in der technischen Handhabung der poetischen Formen und der Sprache vervollkommnen, aber auch in dieser Hinsicht ist er ganz sich selbst überlassen, und sein eigenes feines Gefühl wird auch hier das Beste thun. Ein Maler, der nur nachahmt, kann trotzdem als Techniker noch immer sehr schätzbar sein und seine Werke können im Kreise der Kunstkenner und Kunstfreunde beliebt und gesucht sein; aber ein Dichter, der nur nachahmt, ist ein werthloser Pfuscher; denn von dem Dichter verlangt man vor Allem Eigenartigkeit des Empfindens, Denkens und Anschauens, nicht bloße metrische Fertigkeit. Was er nicht ursprünglich hat, kann ihm Niemand geben. Er bildet sich seine eigene Welt, er lebt sein eigenes Leben, und dies ist ein rein innerliches. Ja der wahre Dichter erringt sein Höchstes fast immer nur im Kampfe und im Widerstande gegen die wirkliche „stumpfe Welt,“ die er zu überwinden hat. Was in der Wirklichkeit gemein und niedrig aussieht, wird durch ihn verklärt und idealisirt; er ist es, der das ewig Wahre und ewig Schöne aus ihrem derben Stoff ausscheidet. Weil er nun aber diese ideale Welt in sich trägt, steht er im Leben auch meist einsam und unverstanden da; man genießt ihn vielleicht bewundernd in seinen Werken, aber in seiner persönlichen Erscheinung hat er für die Mitlebenden meist etwas Fremdartiges. Aber gerade dieses fortgesetzte Rin-

gen gegen die Ungunst der äußern Verhältnisse, dieser unablässige Kampf seines Idealismus gegen die spröde Wirklichkeit ist es, was den Biographien wirklich bedeutender Dichter einen so großen Reiz verleiht. Jeder feiner organisirte Mensch trägt doch etwas von diesem Idealismus in sich, und indem er das Leben des Dichters innerlich mit durchlebt, fühlt er sich erhoben und gestärkt, ja er identificirt sich bis zu einem gewissen Grade mit einem Wesen, das ihn vielleicht bei weitem überragt, dem er sich doch aber in dieser oder jener Region des Seelenlebens verwandt fühlt. Jeder geistig begabte und mit edlen Affecten ausgestattete Mensch hat ferner Conflicte mit der Welt zu bestehen, die ihn ihre Mängel und Erbärmlichkeiten kennen, geringschätzen und verachten lehren, insofern er nicht seine edlere Natur künstlich in sich erstickt und sich den egoistisch-materialistischen Impulsen der Welt gänzlich gefangen gibt. Wer aber, trotz aller Verführungskünste der Welt, die edlere Natur in sich bewahrt, wird sich zwar mit der Niedrigkeit alles Irdischen nie vollkommen aussöhnen, aber er wird sich über sie auf einen höhern Standpunkt zu erheben suchen, und an wessen Hand könnte er das besser, als an der Hand eines Dichters, der wie Schiller in diesen Conflicten Sieger geblieben ist, statt sich wie manche andere Dichter an und in ihnen aufzureiben und unterzugehen?

Schiller hat, wie wenige andere deutsche Dichter, wie keiner von seinen mächtigen Anlagen, im Anfange seiner Laufbahn mit der Ungunst der Verhältnisse, ja mit der

Feindschaft, welche die Welt einem dichterischen Genius entgegenzusetzen pflegt, zu kämpfen gehabt. So schwer lastete das Bewußtsein dieser Ungunst auf ihm, daß er zu der Zeit, als er an der „Geschichte des Abfalls der Niederlande" arbeitete, einmal an Körner schrieb: „Bisher war ich fast immer mit dem Fluche belastet, den die Meinung der Welt über diese Libertinage, die Dichtkunst, verhängt." Wenn es ihm trotzdem gelang, sich mehr und mehr ein glückliches Loos zu bereiten, so verdankte er dies der außerordentlichen Energie seines Characters, der Unbeugsamkeit seiner Willenskraft und, sagen wir es gleich hier offen heraus, seiner bei einem Dichter ganz ungewöhnlichen Lebensklugheit; dann aber freilich auch dem Umstande, daß er in einer geistig bewegten Zeit lebte, welche für seine idealen Tendenzen empfänglich war, und daß er durch seine Genialität sich aufopfernde Freunde erwarb, die ihm mit Rath und That beisprangen und unter denen Körner als großmüthiger Wohlthäter und als sein ausharrendster Freund den ersten Platz behauptet. Körner war aber nicht blos Schiller's Wohlthäter und Rathgeber in allen äußeren Angelegenheiten, er war auch auf seine Characterbildung, sein innerliches Leben, seine ästhetische und philosophische Entwickelung von größtem Einfluß, der selbst sich auf Schiller's poetische Schöpfungen erstreckte. Er half an Schiller den von diesem allerdings bereits begonnenen Abklärungs- und Abschleifungsproceß vollziehen, und es fragt sich sogar, ob er in dieser Richtung nicht eher zu viel

als zu wenig gewirkt habe. Eine unumstößliche Thatsache aber ist es, daß Körner vielleicht den Dichter vom Untergange rettete, indem er ihm in einem Augenblick, wo Schiller innerlich und äußerlich in den verzweifeltsten Zuständen sich befand, rettend beisprang, ihn seiner größten Sorgen enthob, ihn wieder an Menschenwerth glauben lehrte und ihn in einen Kreis edler, uneigennütziger und warmfühlender Menschen versetzte. Körner hat sich dadurch ein unvergängliches Verdienst erworben; er hat Anspruch darauf, daß sein Namenszug eng verschlungen mit dem Schiller's auf die Nachwelt komme.

Das Interesse, welches sich, wie wir oben zu motiviren suchten, an die Biographien bedeutender Dichter knüpft, ist nun auch dem Schiller-Körnerschen Briefwechsel im vollsten Maße eigen; denn in der That ersetzt dieser Briefwechsel für die Periode im Leben Schiller's, die er umfaßt und die zugleich die glänzendste seines Wirkens ist, fast vollständig eine Biographie des Dichters, so daß kaum eine Lücke, außer in sehr unwesentlichen Punkten, übrig bleibt. Kein Zweifel, daß der Goethe-Schiller'sche Briefwechsel als der Austausch der Ansichten der beiden größten Dichter neuerer Zeit und als glänzendes Denkmal einer Allianz zwischen zwei großen rivalisirenden Geistern ohne Beispiel dasteht und als eine Fundgrube der interessantesten ästhetischen Erörterungen und literarischen Conversationen von höchstem Werthe ist; aber der Schiller-Körnersche Briefwechsel, nicht minder reich an interessanten ästhe-

tischen und literarischen Gesichtspunkten, reicher sogar an philosophischen Discussionen, und namentlich an Mittheilungen über berühmte Personen, besitzt für den, welcher Schiller genauer kennen und studiren will, ein vielseitigeres Interesse und einen größeren Reiz in psychologischer Hinsicht. Einmal umfaßt er einen bei weitem längern Zeitraum, so daß wir in ihm auch den werdenden, sich entwickelnden und mit sich ringenden Schiller kennen lernen, während der Schiller, wie er sich in seinem Briefwechsel mit Goethe zeigt, bereits in sich gerundet und ausgegohren, dem stürmischen Wechsel nicht mehr unterworfen und in bedeutenderem Grade in festen Principien abgeschlossen ist. Vergessen wir außerdem nicht, daß das Verhältniß zwischen Goethe und Schiller doch im Wesentlichen ein ganz anderes war als das zwischen Schiller und Körner. Der Bund Schiller's mit Goethe war eine rein literarische Allianz, zwar nach Ausgleichung oder Fallenlassen mancher nicht unbedeutender Differenzpunkte auf beiderseitige Achtung und Hochschätzung auch als Menschen gegründet, aber doch, wie gesagt, mehr die Allianz zweier literarischen Großmächte, die gegenseitig von einander geistigen Vortheil zu ziehen gedachten, aber auch das Uebergewicht, das jeder für sich und beide als Verbündete im verdoppelten Maße besaßen, in der That sehr klug zu benutzen wußten, um nach Art aller Großmächte dieses Uebergewicht in weiterem Umfange geltend zu machen und Souveränitätsrechte über die kleineren Größen der Literatur auszuüben.

Das Bündniß zwischen Schiller und Körner dagegen war ganz anderer Art. Allerdings war das Bedürfniß gegenseitiger literarischer und ästhetischer Aufklärung und Bildung, das Princip des gegenseitigen Unterrichts, ein wesentlicher Bestandtheil desselben; überwiegend aber war das Verhältniß des Menschen zum Menschen, die wirkliche Freundschaft, die selbst die Familienmitglieder, auch die Kinder in ihren Kreis zog. Körner namentlich machte keinen Anspruch darauf, als Literator zu glänzen; es genügte ihm, Schiller's Freund zu sein und sein überragendes Genie zu bewundern, ihn aber auch zugleich mit seinem scharfen und klaren Verstande von den Abwegen fern zu halten, auf die sich zu verirren ein feuriges Genie wie Schiller leicht in Gefahr kommt. Daher spricht in diesem Briefwechsel mehr der Mensch zum Menschen. Schiller gab sich seinem Freunde Körner ohne allen Rückhalt hin, was er Goethe gegenüber nicht in demselben Maße that noch thun konnte. Alle Anliegenheiten seines Herzens, alle Sorgen, alle innern und äußern Bedrängnisse, selbst die kleinlichsten pecuniären Verlegenheiten durfte er seinem Freunde Körner anvertrauen, ohne Mißdeutung befürchten zu müssen; und es ist ein schöner, ja erhabener Zug in Körner's Character, daß er nicht müde wurde, diese Klagen anzuhören, und daß dadurch seiner werkthätigen Freundschaft für Schiller kein Abbruch geschah, wie es auch wieder ein Ehrenzeugniß für Schiller ist, daß er ihm Liebe mit Liebe, Vertrauen mit Vertrauen vergalt und ihm bis zu seinem Lebensende treu

blieb, daß er überhaupt fähig war sich zwei Freunde von solchem Gehalt zu erwerben, wie Goethe und Körner.

Um den Menschen Schiller und nicht blos den großen Denker kennen zu lernen, ist sein Briefwechsel mit Körner ohne Zweifel die Hauptquelle. Wir werden, wie wir gleich hier hinzufügen, später aber noch näher nachweisen wollen, unsere Bewunderung für den energischen Character und den mächtigen Geist Schiller's nach der Lectüre dieses Briefwechsels nur gesteigert fühlen; aber auch manche kleine menschliche Schwächen werden uns an seiner menschlichen Erscheinung aufstoßen, zur Bestätigung der alten Wahrheit, daß auch die erhabenste Menschennatur nicht ohne Mängel und Schwächen ist und daß sich auch dem Himmlischsten immer noch genug irdischer Stoff andrängt. Unsere allzu idealistische Ansicht von Schiller wird dadurch zwar in manchen Punkten ein wenig beeinträchtigt werden, zugleich aber fühlen wir ihn uns in eine vertraulichere Nähe gerückt; wir überzeugen uns, daß auch Schiller unsers Geschlechts, unsers Fleisches und Blutes ist; wir fühlen uns neben ihm nicht mehr allzu klein und allzu niedrig; er erscheint uns aber nur um so mehr als ein Vorbild, uns durch eine ähnliche strenge Arbeit an uns selbst, Jeder nach seinen Kräften, zu veredeln und zu vervollkommnen und, wie die Verleger im Vorwort zu der ersten Ausgabe bemerkten, unsre ganze sittliche Kraft „auf die höchsten Ziele des Menschen und der Menschheit" hinzurichten. Denn das ist das Große an Schiller, und darin steht er fast einzig unter allen Dich-

tern da, daß er mit unerbittlicher Selbstkritik und mit wahrhaft riesenhafter Arbeit sich von den Schlacken zu reinigen strebte, die ihm anhafteten. Wir nehmen diesen allmäligen Reinigungsproceß ebensowol in seinem Leben wie in seinen poetischen Schöpfungen wahr. Eben derselbe Unterschied, der zwischen dem Verfasser der „Räuber" oder der zwar genialen aber oft sehr cynischen Gedichte der „Anthologie" und dem Dichter des „Wallenstein" und „Wilhelm Tell" stattfindet, eben derselbe Unterschied findet zwischen dem Menschen Schiller in der frühern und der spätern Lebensperiode statt; und auch aus seinen Briefen an Körner sehen wir manche üble Neigungen und Gewohnheiten, die mit seinem Idealismus zusammenzureimen uns schwer fällt, mit den Jahren immer mehr verschwinden und zuletzt fast gänzlich aufhören. So lassen uns diese Briefe nicht nur in die Werkstätte seines Dichtens und Schaffens, sondern eben so sehr in die Werkstätte seiner sittlichen Vervollkommnung tiefere Blicke thun als was irgend über Schiller vor dem Erscheinen dieses Briefwechsels vorhanden war, und dessen war, wenigstens in Betreff der Jahre, in denen dieser Briefwechsel am reichlichsten fließt, bis dahin verhältnißmäßig nur wenig.

Doch hören wir hierüber den Berichterstatter über den ersten Band der Briefsammlung in Nr. 303 und 304 der „Blätter für literarische Unterhaltung," Jahrgang 1847. Der Berichterstatter bemerkt: „Als Schiller im Jahre 1805 starb, wußten die Verehrer des großen Dich-

ters wenig von seinem Leben; ihm selbst, dessen Leben That war, der, wenn er ein großes Werk geschaffen, sofort seine Kraft auf ein neues richtete, war es nicht eingefallen, der Welt auf andere Weise Kunde von sich zu geben als eben durch seine Schöpfungen. Die Jahre, in welchen es einem Goethe Bedürfniß ward, sich über seine Person und über das, was er erlebt, auszusprechen, erreichte er nicht; und vielleicht hätte er auch diese Jahre, wenn er sie wirklich erreicht, nicht zu solchem Zwecke benutzt. Nach seinem allzufrühen Tode waren viele bemüht, den gerechten Wunsch des deutschen Publikums zu erfüllen. Schiller's vertrautester Freund, Körner, fügte den gesammelten Schriften des Hingeschiedenen eine Biographie desselben hinzu; aber es war eine Skizze, die nur das Verlangen nach genauerer Kunde erregte. Diesem suchte die Schwägerin und Freundin des Dichters, Karoline von Wolzogen, zu genügen; sie gab ein schätzbares Werk heraus, das jedoch seiner ganzen Anlage nach die geistige Entwickelung des großen Mannes nicht darstellen konnte. Hoffmeister und Gustav Schwab bemühten sich, eine solche Aufgabe zu lösen; und sie leisteten Bedeutendes, während Andere Erklärungen der einzelnen Werke des Dichters gaben. Briefe Schiller's, vor allen die unschätzbaren an Goethe, wurden in großer Zahl bekannt. Dennoch fühlten die Verehrer desselben Lücken in der Kunde seines Lebens, und um so schmerzlicher, da gerade über die Periode, in welcher der große Geist sich würdig entfaltete und zu Schaffung höherer Werke sich

erhob, die wenigsten Documente vorhanden waren. Wir meinen die Periode, in der Schiller, Mannheim verlassend, sich nach Leipzig und Dresden begab, dann in Weimar privatisirend lebte. Man lese bei Körner, Karoline von Wolzogen, G. Schwab und Hoffmeister, welcher Letztere den Mangel an Quellen gerade für diese Periode schmerzlich vermißt, das über dieselbe Mitgetheilte; man wird sich unangenehm getäuscht finden in der Hoffnung, von ihnen über einen so wichtigen Punkt im Leben des Dichters belehrt zu werden. Unerwartet thut sich uns nun eine Quelle auf, reich, lauter und frisch sprudelnd und sich ergießend, wie wir sie kaum mehr gehofft hatten, der Briefwechsel mit Körner." Und mit Recht bemerkten die Verleger in ihrem dem 4. Bande vorgedruckten Vorwort, der Briefwechsel gebe neuen und anregenden Aufschluß über so viele dunkle Gebiete der deutschen Geisteswelt, daß es der verschiedenartigsten Organe bedürfen werde, „um seinen Goldgehalt auszubeuten und ihn für Geschichte und Philosophie, für Literatur, Poesie und Theater nutzbar zu machen." Das ist denn auch geschehen; der Körner-Schillersche Briefwechsel ist eine überaus häufig benutzte, jetzt fast für unentbehrlich geltende Quelle literarischer Belehrung geworden, nicht nur über Schiller selbst, sondern über die deutsche Literatur und das deutsche geistige Leben jener Zeit überhaupt, wie namentlich auch über die hervorragendsten Geister, die in Weimar wirkten oder in irgend einer nähern oder fernern Berührung mit und zu ihnen standen.

Einen besondern Werth erhält dieser Briefwechsel dadurch, daß er uns über den Character und das Streben und Trachten eines Mannes, der anspruchslos in der Stille wirkte und doch den ersten und besten deutschen Männern beigezählt werden muß, nähere Aufschlüsse giebt. Von Christian Gottfried Körner, denn kein Anderer als dieser ist hiermit gemeint, wußte das große Publikum bis zum Erscheinen dieses Briefwechsels nicht viel mehr, als daß er der Freund und Wohlthäter Schiller's und der Vater des Dichters von „Leier und Schwert," Karl Theodor Körner, war. Von seinen literarischen Arbeiten hatte etwa nur die von ihm verfaßte Lebensskizze Schiller's, die seit 1812 jeder Ausgabe von Schiller's „Sämmtlichen Werken" beigefügt worden ist, seinen Namen in weiteren Kreisen bekannt gemacht. Erst nach dem Erscheinen seines Briefwechsels mit Schiller erkannten seine Landsleute, von welcher innern Tüchtigkeit dieser Mann war, welchen Schatz von edlen Empfindungen sein Herz, welche reiche Gedankenwelt sein Kopf in sich schloß; man erkannte zugleich, welchen feinen, klaren, präcisen und durchgebildeten Ausdruck er seinen Gedanken zu geben wußte. Tiefer Blickenden konnte sich die Wahrheit nicht verschließen, daß er durch seine Anregungen und gesellschaftlichen Beziehungen höchst Bedeutendes gewirkt hat, daß er zu denen gehört, welche den deutschen Pedantismus durch Beispiel und Lehre erfolgreich bekämpften und eine freiere Lebensanschauung und eine humanere Gesinnung in Deutschland anbahnen halfen.

Und von diesem wackern, verdienstvollen Manne wissen auch vielleicht jetzt noch verhältnißmäßig sehr Wenige, wo er geboren ward, wie und in welchen Verhältnissen er lebte und wo er starb. Manche Leser werden es uns daher hoffentlich Dank wissen, wenn wir uns hier mit diesem Manne, seinen Lebensumständen, seinen literarischen Arbeiten und seinen gesellschaftlichen Beziehungen etwas näher beschäftigen. Was die nachfolgenden biographischen Notizen betrifft, so legen wir ihnen, außer dem Schiller-Körner'schen Briefwechsel, vornehmlich die dankenswerthe Biographie Körner's zum Grunde, welche sich im vierten Bande der neuesten und vollständigsten Sammlung der Werke seines Sohnes, Karl Theodor, befindet. Ihr Verfasser, Adolf Wolff, war durch die Materialien, über die er gebot, in Stand gesetzt, über ihn und seine Familie die authentischsten und reichhaltigsten Mittheilungen zu machen oder sie wenigstens zu einem möglichst vollständigen biographischen Gesammtbilde zu ordnen. Uebrigens bezeichnet auch Wolff den Schiller-Körner'schen Briefwechsel als seine Hauptquelle.

Christian Gottfried Körner war am 2. Juli 1756 in Leipzig geboren, wo sein Vater Prediger bei der St. Thomasgemeinde und Superintendent war. Körner hat nie für die Bewohner seiner Vaterstadt geschwärmt; diejenigen, welche damals in Leipzig den Ton angaben, nannte er einmal in einem Briefe an Schiller „eine gar betrübte Menschenrasse," und ein andermal schreibt er: „Die Leipziger Menschen behagen mir nicht. Es ist soviel Altkluges

bei ihnen, literarische Mäkelei, Kleinlichkeit und Mangel an echter Begeisterung und hervorbringender Kraft. Wissenschaft und Kunst wird fast nur fabrikmäßig betrieben." Schon in dieser Aeußerung zeigt sich sein freier, von allen engherzigen Einflüssen der Gevatterei und des Lokalpatriotismus unabhängiger Sinn. Nach Beendigung seiner Gymnasialzeit widmete er sich dem Studium der Rechtswissenschaften auf den Universitäten Leipzig und Göttingen, erwarb sich auf ersterer im Jahre 1778 die juristische Doctorwürde und habilitirte sich hierauf als Privatdocent. Eine größere Reise durch Deutschland, die Niederlande, England und Frankreich erweiterte seine Anschauungen. Von dieser Reise zurückgekehrt, wurde er 1781 als Consistorial-Advokat in seiner Vaterstadt angestellt und 1783 als Rath an das Oberconsistorium in Dresden versetzt, welchem Rufe er bei seiner geringen Sympathie für die Bewohner seiner Vaterstadt sicherlich mit Vergnügen Folge leistete. Ein zartes Verhältniß mit Minna Stock, Tochter des seiner Zeit in Leipzig sehr geachteten Kupferstechers Stock, führte ihn von Zeit zu Zeit nach Leipzig hinüber, wo sich ein kleiner Kreis von Verehrern der Schiller'schen Dichtungen enger aneinander geschlossen hatte, der, außer Körner und seiner Minna, (eigentlich Maria) noch aus deren Schwester Dorothea (Dora) und deren Verlobten, Ludwig Ferdinand Huber, bestand. Dies sind die vier Personen, welche in Begleitung einiger Souvenirs den berühmten Brief vom Juni 1784 (S. I. Band des Briefwechsels, S. 1 und 2)

an Schiller richteten, der den Grundstein zu jenem innigen, in seinen weitern Folgen für Schiller so segensreich gewordenen Freundschaftsverhältniß zwischen diesem und Körner legen sollte. Schiller antwortete dankend und sich für die lange Säumniß aufs bitterste selbst anklagend erst nach 7monatlichem Schweigen am 7. Decbr. 1784, und nachdem er sich aus seinen unseligen, ihn furchtbar drückenden Verhältnissen in Mannheim losgerissen, traf er selbst am 17. April 1785 in Leipzig ein, um das „fünffache Kleeblatt" zu vervollständigen, zu dem jedoch für's erste noch Körner selbst fehlte, der es wahrscheinlich vorziehen mochte, nicht eher in eine persönliche Verbindung mit Schiller zu treten, als bis er sich vollständig darüber ausgesprochen, was der neue Freund sich von ihm zu versprechen habe. In diese Zeit, in den Mai 1785, fallen mehrere Briefe Körners an Schiller mit interessanten Bekenntnissen über seinen Bildungsgang, sein Wollen und Streben. Seine persönliche Bekanntschaft mit Schiller fiel in die zweite Hälfte des Mai oder in den Anfang des Juni, woraus sich eine ziemlich lange Lücke in ihrem Briefwechsel (vom 14. Mai bis 3. Juli) erklärt. Schiller, der inzwischen von Leipzig nach dem benachbarten Dorfe Gohlis gezogen war, folgte im September seinem neugewonnenen Freunde nach Dresden, wo er am 11. Nachts ankam. So sehr sehnte er sich nach seinem Freunde, daß er selbst die Aufführung seines „Fiesco" in Leipzig, die auf den 22. festgesetzt war, nicht abwartete.

Ueber ihr Zusammenleben in Dresden lassen wir am besten Wolff sprechen: „Die Körner'sche Wohnung befand sich in der Neustadt. Während der Sommermonate jedoch lebte die Familie in einer benachbarten ländlichen Besitzung. Am rechten Ufer der Elbe liegt in einem von Weinbergen umschlossenen Thale das freundliche Dorf Loschwitz. Dort besaß Körner einen Weinberg mit einem angenehmen Wohnhause, in welchem Schiller mit der Familie des Freundes die schönen Tage verlebte. Ein Gartensaal auf der Anhöhe, wo sich der Weinberg an ein Fichtenwäldchen anschließt, war ihm eingeräumt; hier arbeitete er an seinem „Don Carlos." Immer gedachte er, wie Caroline von Wolzogen berichtet, der ersten Zeit seines Dresdner Lebens mit Vergnügen. Die tägliche Unterhaltung mit seinem Freunde, in der er sich über seine liebsten Gedanken aussprechen konnte, beruhigte und erheiterte ihn. Körner's klarer Geist gab ihm seine Gedanken gestalteter und in fruchtbarerm Zusmmenhange zurück; seine Lebensansicht wurde entschiedener. Die talentvollen und liebenswürdigen Frauen wußten dem Leben immer eine erfreuliche Abwechslung und einen eigenen Zauber zu geben. Was sich durch Geist und Kunst auszeichnete, erschien in diesem Kreise. Auch gab die äußere große Welt, der Körner als Staatsdiener nicht ganz entfliehen konnte, wiewol damals noch in lästigen Formen befangen, Schillern manche neue Ansicht. Unter dem damaligen Kurfürsten lebte jeder sicher. Von den Despotenlaunen, die die Existenz bedrohten, wie sie

Schiller früher erfahren, war nichts zu fürchten. Alles ging im gewohnten Gleise. Aber die alten Formen, das eiserne Herkömmliche, das Alles bindend und hemmend umgab, erschien strebenden Geistern auch als Tyrannei. Durch alle Grade hindurch hielt Gewohnheit und Regel Jeden gefesselt und Tadel und Mißdeutung drohte jedem von der gezogenen Linie abweichenden Schritte. So hielten Abgemessenheit und Steifheit auch das Gespräch und die Aeußerungen des Geistes in unerfreulichen Schranken. Im engeren Freundescirkel hielt man sich für diesen äußern Zwang schadlos."

Werfen wir noch einen Blick auf Körner's äußere Verhältnisse. 1784 war mit seiner Stelle als Consistorialrath das Amt eines Assessors der Landesökonomie-, Manufactur- und Commerciendeputation in Dresden verbunden worden; aber mit der Vermehrung seiner Arbeiten stand die Vermehrung seiner Einkünfte in keinem Verhältnisse; er suchte um Beförderung nach, lange jedoch vergeblich, bis er endlich im Jahre 1790 zum Appellationsrath ernannt wurde. Diese neue Stellung hatte Anfangs den Reiz der Neuheit für ihn, sodaß er bald darauf gestand: „es entspinnt sich eine Liebschaft zwischen mir und der Jurisprudenz, selbst was ihren historischen Theil betrifft. Der Stoff hat wirklich mehr Interesse, als man glaubt, und das Abschreckende liegt nur in der bisherigen Form." Doch schon ein Jahr später muß er sich gestehen, wie sehr er sich in dieser Hinsicht getäuscht habe. Er klagt über die „platte

Wirklichkeit" in seinem Geschäft; er gesteht, daß das Wenige, was man leisten könne, die Zeit und Anstrengung nicht werth sei, die man einem höhern Zweck entziehe; Eigenthum sei ein gemeines Bedürfniß der Menschheit, für das tausend andere eben so gut und besser arbeiten könnten als er, und er bekennt sich fernerhin zu dem nobeln Grundsatz: „Für die dringenderen, höheren und verkannten Bedürfnisse zu arbeiten, ist Pflicht und Bestimmung eines Jeden, der sie erkannt und Fähigkeiten in sich fühlt, zu ihrer Befriedigung etwas beizutragen." Um diesem höhern Bedürfniß zu genügen, aber auch in der Nebenabsicht, seine Einkünfte zu vermehren, da, wie er selbst klagt, die Ausgaben für sein auf liberalem Fuß eingerichtetes Hauswesen seine Einnahmen stets überschritten und eine Erbschaft nicht so glänzend ausfiel, als er erwartet hatte, fertigte er in seinen Mußestunden schriftstellerische Arbeiten, für deren Unterbringung und Verwerthung sein Freund Schiller sorgte, indem er sie in seinen periodischen Unternehmungen („Thalia" und „Horen") veröffentlichte. Doch kommen wir auf diese Seite seiner Thätigkeit später noch mit einigen Worten zu sprechen. Diese Arbeiten, seine Correspondenz und die von Zeit zu Zeit stattfindenden Zusammenkünfte mit Schiller, endlich die geistig belebten gesellschaftlichen Cirkel in seinem Hause boten ihm die Erholungen, die er bei seinem reg- und strebsamen Geiste so nöthig hatte.

Das von Körner gegebene Beispiel ist für das literarische und gesellige Leben der sächsischen Hauptstadt von

äußerster Bedeutung und Wichtigkeit geworden. Als Körner zuerst nach Dresden kam, sah es dort in geistiger und gesellschaftlicher Beziehung noch sehr wüst und öde aus, weshalb auch in Körner einmal der von Schiller angeregte und unterstützte Plan auftauchte, nach Weimar, dem damaligen Brennpunkt des geistigen Lebens in Deutschland, zu übersiedeln. Schiller behagte sich, abgesehen von dem Leben in Körners Hause, in Dresden sehr wenig; er klagt, daß die Kursachsen nicht die liebenswürdigsten unter unsern Landsleuten seien, er schreibt einmal an die Lengefeld: Körner befinde sich in Dresden in einer „Wüste der Geister" und ein andermal: „An Menschen von Sinn, Kopf und Herzen ist in Dresden ein solcher Mangel, daß ich es Körner nicht verdenke, wenn er einen glücklichen Fund festzuhalten sucht." Schiller versteht hier unter dem „glücklichen Fund" den geistreichen Grafen Geßler, dessen Bekanntschaft Körner zu Ausgang der achtziger Jahre gemacht hatte. Und noch im Jahre 1795, wo die geistigen Verhältnisse sich in Dresden sicherlich schon sehr gebessert hatten, schrieb Schiller in der nur zu schroffen Weise, die ihm damals noch eigen war, an Huber: „Ich bewundere die Energie seines Geistes, die unter so elenden Verhältnissen und Bekanntschaften nicht ganz erdrückt werden konnte, ob sie gleich aus Mangel äußerer Nahrung nicht hinreicht, Früchte zu treiben."

Körner war aber nicht der Mann, sich müßigen Klagen zu überlassen; er legte Hand ans Werk, indem er zuerst einen

eigentlich literarischen Salon in Dresden eröffnete, von dem sich die Sitte literarisch-gesellschaftlicher Reunionen, durch welche sich Dresden später vor allen andern deutschen Städten auszeichnete, weiter verbreitete und forterbte. Außer den nächsten Hausfreunden Körner's traten unter den Besuchern des Körner'schen Hauses namentlich mehrere gebildete und literaturfreundliche Herren von Adel hervor: der genannte Graf Geßler, von Schönberg, von Burgsdorf, von Funck und von Thielmann. Der „schöne geniale" Paer, der berühmte Operncomponist, welchen Napoleon später als Kapellmeister nach Paris berief, kam viel ins Körner'sche Haus, das der Rendezvousplatz aller in Dresden wohnhaften oder Dresden besuchenden Notabilitäten war, welcher politischen, religiösen oder ästhetischen Richtung sie auch angehören mochten. Das Körner'sche Haus empfing Nicolai, Zelter, Garve, die beiden Schlegel, Novalis, Johannes Müller, Amalie von Imhoff, Ernst von Pfuel, Rühle von Lilienstern, Heinrich von Kleist, Oehlenschläger u. s. w. als Gäste; vorzugsweise sind aber unter ihnen Goethe, der auf Körner's Urtheil viel gab und später mit ihm in Correspondenz trat, und die beiden Humboldt's, die bei ihrem Besuche Dresdens im Jahre 1797 viel im Körner'schen Hause verkehrten, als die hervorragendsten und als diejenigen, die mit Körner in einen intimern geistigen Verkehr traten, besonders zu nennen. Friedrich Laun gibt von dem Körner'schen Hause folgende Schilderung: „Das Körner'sche Haus gehörte in kurzem nicht nur zu den wenigen Aus-

nahmen, in denen weder Adel noch Orden, noch irgend eine äußere Auszeichnung, vielmehr bloße Bildung und Intelligenz Zutritt erhielten, sondern es durfte sich sogar rühmen, hierzu den Ton angegeben zu haben.... Fremde und Einheimische fanden ihre Rechnung in seinen behaglichen Räumen und bei der Frugalität seiner Tafel und seines Buffets, zumal da in der Regel, vermöge der dortigen freien Bewegung der Rede der mannigfachste Gesprächsstoff sich recht heiter und anmuthsvoll zu gestalten pflegte. Wissenschaft und Kunst, denen in diesem Lokal ein Freihafen offenstand, mußten zwar beim Eintritt ihre pedantischen Formen zurücklassen, fühlten sich dann aber auch um so wohler in der trauten lieben Umgebung."

Aber auch welche Familie, diese Körner'sche, in der fast jedes Mitglied irgend eine der verschiedenen Künste vertrat! Körner selbst, obschon nicht producirender Dichter, wußte doch Werke der Dichtkunst aufs feinste und geschmackvollste zu verstehen und zu würdigen; er war Philosoph, Aesthetiker und dabei theoretischer wie praktischer Musiker, der auch mehrere Gedichte Schillers z. B. „der Tanz", „das Mädchen aus der Fremde," das Reiterlied aus „Wallensteins Lager," „das Punschlied," „die vier Weltalter," ein Lied aus „Wilhelm Meister" für 2 Zithern u. s. w. componirt hat. Dazu besaß er Talent fürs Klavier und eine schöne Baßstimme. Seine Gattin und Schwägerin verdienen noch besondere Berücksichtigung, da sie in dem Schiller-Körnerschen Briefwechsel, die letztere freilich meist

nur in einer der Körner'schen Familie schmerzlichen Angelegenheit erwähnt werden. Sie waren, wie schon erwähnt, die Töchter des Kupferstechers Stock in Leipzig, dessen als eines tüchtigen Künstlers in seinem Fach wie seiner Töchter auch Goethe in seinem Werke „Aus meinem Leben" aufs freundlichste gedenkt. Beide Schwestern waren in Nürnberg, von wo Stock nach Leipzig übersiedelte, geboren, die ältere, Johanna Dorothea 1760, die jüngere, Minna genannt, aber Maria getauft, 1762. Letztere, die Körner's Gattin wurde, wird uns von Frau von Wolzogen als „schön, geistreich und liebenswürdig" geschildert, „mit allen gesellschaftlichen Talenten begabt, die das Leben schmücken." Musik und Zeichnen hatte sie im väterlichen Hause gelernt. Dora war ein eigenthümliches Wesen, wie Karl Streckfuß sie schildert, „witzig, fein und derb, wie es eben galt; neckend und neckisch; immer die Freunde anfechtend und wieder von ihnen angefochten; launig, auch launisch und wunderlich, ja in Augenblicken wol unerträglich: aber das Ganze ihrer Persönlichkeit beruhend auf der Grundlage einer edlen Gesinnung; zusammengehalten und zu einer harmonischen Eigenthümlichkeit verschmolzen durch ein liebevolles Gemüth und einen eben so richtigen als gewandten Verstand" u. s. w. Es soll ihr, versichert Streckfuß weiter, in ihrer Jugend gar nicht zu widerstehen gewesen sein, und noch im Alter habe sie eine Anziehungskraft und eine Überlegenheit ausgeübt, die von den Freunden gern und lachend anerkannt worden sei. Ihre

Porträts und namentlich ihre Copien in Pastell nach vielen der vorzüglichsten Bilder der Dresdener Galerie waren gesucht. In dem Briefwechsel Schiller's mit Körner wird Dora vorzugsweise in Verbindung mit Ferdinand Huber genannt, der später, mit Einwilligung Georg Forsters, dessen Gattin Therese, Tochter des berühmten Heyne, heirathete und bereits 1804 starb, wie Körner glaubte, in Folge der ungeheuren Anstrengung, mit der er, um Frau und Kinder zu ernähren, die Schriftstellerei treiben mußte. Gegen Dorothea Stock hat sich Huber nicht gerade sehr löblich, jedenfalls aber als ein schwacher und characterloser Mensch benommen, indem er sein Verhältniß mit ihr, ohne moralischen Grund dazu zu haben, plötzlich abbrach. Körner und Schiller beurtheilen ihn aber wegen dieser Handlung vielleicht doch zu hart. Es darf vermuthet werden, daß in ihm sich immer mehr die Überzeugung befestigt habe, wie wenig er mit seiner aller Energie entbehrenden Natur zu einem so energischen, neckischen und sarkastischen Wesen passe, wie Dora war.

Kein Wunder, daß in einer solchen Familienumgebung, zu der auch noch eine bei Körner's wohnende treffliche Gesangskünstlerin, Mamsell Kunze, zu zählen ist, Körner's mit lebhaftestem Temperamente begabter Sohn Karl Theodor sich sehr früh zu einem Dichter entwickelte. Seiner wird in diesen Briefen mehrfach gedacht. In einem Briefe vom 3. October 1791 stattet Schiller seinem Freunde seine „herzlichsten Glückwünsche" ab zu dem „endlich an-

gelangten Stammhalter des Körner'schen Geschlechts" und ruft dem Neugeborenen seinen „besten Segen" zu, was gewiß ein Segen war, der seine Früchte getragen hat — eine echte Dichterweihe. Körner schreibt am 28. Januar 1796 an Schiller: „Daß Dir Dein Kleiner so viel Freude macht, begreife ich sehr gut; auch mir wird mein Karl (dies war sein eigentlicher Rufname) immer interessanter. Vielleicht ist es väterliche Täuschung; aber ich glaube manchen guten Zug an ihm zu bemerken. Jetzt gehe ich blos darauf aus, nichts zu zerstören. Was nicht von selbst wächst, pflanze ich jetzt nicht." Ferner am 14. August 1799: „Karl ist ein wilder, aber gutartiger Junge, nicht ohne Fähigkeiten, aber zu leichtsinnig und unstät, um sie zu gebrauchen. Sein Körper bildet sich gut aus, und er hat ziemliche Gewandtheit und Kraft." Zufriedener schon spricht er sich am 12. September 1804 über ihn aus: „Karl macht jetzt gute Fortschritte. Zur Mathematik und zum Drechseln stellt er sich ziemlich geschickt an. Ich möchte gern alle Arten von Fertigkeiten bei ihm ausbilden. Er hat ziemliche Gewandtheit und Schnelligkeit für körperliche und geistige Thätigkeit. Auch ist er gutartig und fröhlich, so daß ich jetzt im Ganzen wol mit ihm zufrieden bin." Selbst die „Leyer" Theodor Körners spielt in dem Briefwechsel eine Rolle; es ist die in einem Briefe des Vaters vom 28. April 1797 erwähnte Guitarre, welche dieser durch Schiller in Weimar bestellen ließ und welche des jugendlichen Dichters stete Begleiterin auch im Feldzuge

von 1813 war. Auch der ältern Tochter, Emma, gedenkt der Vater in einem Schreiben vom 6. November 1799: „Sie macht, schreibt er, im Zeichnen beträchtliche Fortschritte und zeigt überhaupt viel Fähigkeit und Ernst bei allem, was sie unternimmt. Dabei ist sie glücklicherweise ein unbefangenes, heiteres Geschöpf; und wenn sie von der Galerie nach Hause kommt, wo man über ihr Copiren ihr viel Schönes gesagt hat, spielt sie mit ihrer Puppe, als ob nichts vorgefallen wäre." Dieses mit hervorragenden Talenten namentlich für Musik und Malerei begabte, zart organisirte Wesen, dessen ganzes Leben eine liebliche Erscheinung war, „ein Wohllaut, der durch keinen Mißton gestört wurde," starb bekanntlich ein halbes Jahr nach der Reise der Familie zu der Errichtung des Denkmals auf dem Grabe Karl Theodors. In dem Vorworte zu der Schrift: „Das Geschwistergrab zu Wöbbelin" heißt es von ihr: „Sehnsucht nach dem einzig geliebten Bruder, den sie, für mehr als Eine Bestimmung, mit Griffel und Farbe immer aufs neue erweckte, und der stille Kummer, den sie, — die theuren Eltern schonend — unter einer heitern Außenseite verbarg, hatten schon längst ihre frische Lebensblüte angehaucht." Schiller's, des innig geliebten und verehrten Freundes und „Gevatters" Tod, der Tod Theodor's, der Tod Minna's, — alle diese Schläge mußten von dem Vater überstanden werden, und sie wurden von ihm mit männlichem Muthe überstanden, indem er sich mit erhöhter Energie der praktischen amtlichen Thätigkeit widmete.

Vielleicht wäre ihm dies in dem Grade nicht möglich gewesen, wenn ihn, wie während der Zeit seines Verkehrs mit Schiller, Goethe und den beiden Humboldt's das ästhetische und literarische Interesse noch einseitig beherrscht hätte. Es war aber inzwischen eine merkwürdige Veränderung mit ihm vorgegangen. Der Aufschrei und die Erhebung des Vaterlandes, die kriegerische Begeisterung und die kurze, aber glorreiche Heldenlaufbahn seines Sohnes hatten auch ihn in die allgemeine Bewegung des Nationalgeistes mit hineingerissen, und er, der früher sich sehr wenig, obschon doch etwas mehr als Schiller für die nächsten politischen Angelegenheiten der Gegenwart interessirt und wie die weimarer Heroen dem Atticismus und ästhetischen Quietismus gehuldigt hatte, billigte nicht nur in einem leider verloren gegangenen Briefe den Entschluß seines Sohnes, mit in den Krieg zu gehen, vollkommen, er selbst trat, obschon anonym, mit einer patriotischen Schrift „Deutschlands Hoffnungen" für das Vaterland in die Schranken, ja brachte von seinem ohnehin nur mäßigen Vermögen zur Ausstattung der Freiwilligen nicht unbeträchtliche Geldopfer. Diese Bestrebungen scheinen den französischen Gewalthabern nicht unbemerkt geblieben zu sein, denn Körner hielt es für gerathen, sich auf einige Zeit nach Teplitz zurückzuziehen, und nur der besondern Freundschaft des sächsischen Cabinetsministers, des Grafen Einsiedel, verdankte er es wol, daß er nach Dresden zurückkehren und hier ruhig weilen durfte, ohne von Napoleon's

Acht getroffen zu werden. Nach der Einnahme von Dresden durch die Verbündeten trat Körner als Gouvernementsrath in das inzwischen errichtete Generalgouvernement, dessen Chef der russische Fürst Repnin war, und nach Auflösung dieser Behörde ging er als preußischer Staatsrath nach Berlin, welcher Titel später (1817) in den mit gleichem Range verbundenen eines Geheimen Oberregierungsraths verwandelt wurde. Er hatte als solcher seine Stellung im Cultusministerium, und obschon er zugleich auch Mitglied des Ober-Censur-Collegiums war, bewies er doch seine Freimüthigkeit in einer anonym erschienenen, gegen die reactionären Umtriebe und Denunciationen des Professors Schmalz gerichteten Schrift. Fortdauernd pflegte er im häuslichen Kreise edle Geselligkeit, lag bis in seine letzten Tage der Musik und philosophischen und ästhetischen Forschungen ob und ließ auch die neuesten Entwickelungen in Kunst, Wissenschaft und Poesie nicht außer Augen. Sein Tod, der am 13. Mai 1831 erfolgte, war ein sanftes Einschlummern. Seine Leiche wurde nach Wöbbelin gebracht, um neben seinen Kindern unter der Körners-Eiche bestattet zu werden. Seine Gattin starb, ihren Sohn Theodor noch 30 Jahre überlebend, kurz vor dem Todestage desselben (Theodor Körner fiel am 25. August 1813) erst am 20. August 1843, als das letzte Mitglied des Körner'schen Hauses, nachdem Dora, die treue Genossin der Familie, bereits am 26. Mai 1833 heimgegangen war. Dies sind die äußern Schicksale der merkwürdigerweise in allen ihren

Mitgliedern mit Talent und Geist begabten Körner'schen Familie, die berufen war, im Entwickelungsproceß des deutschen Geistes eine nicht unbedeutende Rolle zu spielen.

Körner der Vater selbst hat zwar in die deutsche Literatur mehr dadurch eingegriffen, daß er Andere und namentlich seinen Freund Schiller in jeder Weise förderte und zum Arbeiten und Schaffen ermunterte, als daß er selbst sehr productiv gewesen wäre, obschon auch diese Seite seiner Thätigkeit mehr Beachtung verdient, als sie bisher gefunden hat. Freien Sinnes wie er war stellte er den Beruf des Schriftstellers ungemein hoch, und zwar zu einer Zeit, wo die Schriftstellerei unter pedantischen und althergebrachten Vorurtheilen noch mehr zu leiden hatte als jetzt. So bedenklich war es damals in Kursachsen für einen Beamten, in seinen Mußestunden sich schriftstellerischen Arbeiten zu widmen, daß Körner, so unverfänglicher Art auch seine literarischen Arbeiten waren, aufs ängstlichste auf Anonymität hielt, um nicht seiner amtlichen Carriere und seiner Beförderung zu höhern und einträglichern Stellen zu schaden. Man hatte nichts dagegen, daß ein Beamter seine Mußestunden im Wirthshause, im Theater, in Gesellschaft, beim Kartenspiel oder bei Musik verbrachte, aber sie in schriftstellerischer Thätigkeit zu verwenden und dadurch der Menschheit nützlich zu werden, das war ein Verbrechen, für welches keine Verzeihung zu finden war. Dieses Vorurtheil hat zwar in Deutschland abgenommen, aber bei weitem noch nicht in dem Grade, als sich für ein

Volk ziemt, welches sich auf die schriftstellerischen Leistungen seiner Autoren andererseits doch wieder so viel zu gute thut. Körner dagegen beneidete jeden, der Talent und Productivität genug besaß, um von seiner Feder leben zu können; er bewunderte Voltaire, welcher den Stand des Schriftstellers zu einer Größe erhoben hatte, „wovon man bis jetzt noch kein Beispiel gehabt,“ und er zeigte sich gar nicht sehr damit einverstanden, daß Schiller sich dazu entschied, eine Professur zu übernehmen, weil er fürchtete, daß dadurch Schiller's schriftstellerische und besonders seine dichterische Thätigkeit Schaden nehmen könne. Es ist fast mit Sicherheit anzunehmen, daß Körner seiner amtlichen Thätigkeit gern entsagt und sich dem schriftstellerischen Berufe ausschließlich gewidmet haben würde, hätte er sich nur zutrauen dürfen, durch die Feder seine Existenz sichern zu können.

Aber Körner sah nur zu wohl ein, daß dies nicht möglich sei. Er besaß wol das Vermögen, Dichtwerke zu genießen und kritisch zu zergliedern, aber nicht das Vermögen, selbst Dichtwerke hervorzubringen, und durch bloßes Recensiren sein Brod zu verdienen und sich an eine Recensiranstalt zu verdingen, wäre ihm schrecklich gewesen. So behauptet er einmal, daß Schlegel durch die „fatale Recensentenexistenz“ verdorben worden sei. Schiller hatte immer vollauf damit zu thun, ihm das Vorurtheil gegen das Kritisiren zu benehmen, d. h. gegen das öffentliche Kritisiren, denn Körner's Briefe sind fast ihrem größern Theile nach Kritiken. Schiller schreibt u. A. an ihn: „Du hast

einen ungerechten Widerwillen gegen ein Fach, worin Du sehr schätzbar sein würdest. Das ist die Kritik. Selten, nur sehr selten trifft sich's, daß in einem Kopfe kritische Strenge und eine gewisse kühne Toleranz, Achtung und Billigkeit gegen das Genie sich beisammen finden, und das findet sich bei Dir." Körner arbeitete langsam und hatte kein Zutrauen zu sich selbst. Bereits 1785 schrieb er an Schiller, es sei schon frühzeitig bei ihm ein Ekel vor aller Mittelmäßigkeit in Werken der Kunst entstanden, und daher auch ein Mangel an Trieb, selbst zu arbeiten. Von Natur sei er zur Trägheit geneigt, es bedürfe eines Sporns, um ihn in Thätigkeit zu setzen, und dieser fehle in Dresden. Er fügt die schönen Worte hinzu: „Jeder große Künstler muß mit unumschränkter Macht über den Stoff herrschen, aus dem er seine Welten schafft, oder wodurch sich sein Genius verkörpert. Er spricht, so geschieht's, er gebeut, so steht es da. Hätte ich mich früh der Musik ganz gewidmet, so würde ich etwas darin geleistet haben. Jetzt fühle ich zu sehr, was mir noch vom Studium darin fehlt, um das Ideal zu erreichen, wonach ich streben würde. Und nachholen läßt sich dies nicht, wenigstens nicht beiläufig. Wenn ich nur dahin noch komme, andern einige noch unbetretene Bahnen zu öffnen, wenn es auch für mich selbst zu spät ist, sie voranzugehen. Ruhig zu sein, am Ziele seiner Wünsche, Schiller neben sich — wer weiß, was dies alles noch aus mir machen kann." Ähnlich äußert er sich noch am 19. August 1791: „Meine Schriftstellerei ist

jetzt sehr in den Winkel gestellt. Auch denke ich manchmal, wer soll am Ende lesen, wenn Alles schreiben will? Und das Lesen ist doch auch nicht so leicht, als man denkt. Wirklich sehe ich immer mehr ein, daß Alles, was ich von Werken der Darstellung leisten könnte, nur Dilettantenkram sein würde. Es fehlt mir vielleicht nicht an Kunstgefühl, aber an einer gewissen Kunstfertigkeit, die sich in meiner jetzigen Lage schwer nachholen läßt. Und nichts ist mir unausstehlicher als Stümperei. Glaube nicht, daß mich die Acten abstumpfen. Ich habe noch immer den vollen Genuß an Allem, was jede Art von Kunst Vortreffliches liefert. Aber meine Verehrung gegen das wahre Talent macht, daß ich mir sehr albern vorkomme, wenn ich in einzelnen Stunden etwas ähnliches von dem leisten will, worauf andere die Übung vieler Jahre verwendet haben. An Plänen fehlt's mir nicht, und ich getraue mir manchen guten Kopf zu beschäftigen, wenn sich die guten Köpfe so anstellen ließen und nicht lieber ihre eigenen Ideen ausführten."

Körner, ohnehin durch seine anderweitige amtliche Beschäftigung und seine gesellschaftlichen Beziehungen stark in Anspruch genommen, war, obschon es ihm nach eigener Versicherung an Plänen und zum Theil sehr umfangreichen und schwierigen nicht fehlte (wozu z. B. der Plan zu einer „Geschichte der ausgearteten Cultur" gehörte), doch seinem ganzen Wesen nach zur Ausarbeitung größerer Werke wenig geeignet; dagegen fehlte es ihm nicht an Vermögen, in

kleinern Abhandlungen und Aufsätzen einen ihn lebhaft beschäftigenden Gedanken, zumal wenn er ihn schon früher mit Schiller discutirt hatte, klar, logisch und anschaulich zu verarbeiten. Der Umstand, daß Schiller die „Thalia“ gründete, ermunterte ihn zu solchen Aufsätzen, weil ihm so die Gelegenheit geboten war, sie rasch in die Öffentlichkeit zu bringen. Zu diesen Arbeiten Körner's gehört der Brief Rafaels an Julius, welcher die Reihe der von der „Thalia“ mitgetheilten „Philosophischen Briefe“ schloß und der, obschon mit einem K. unterzeichnet, dennoch bis in die neueste Zeit — so sehr hatte sich Körner in Schiller's Ansichten eingelebt — den Biographen und Commentatoren Schiller's als dessen Product galt; ferner eine Abhandlung, zu der er sich durch Friedrich von Stolberg's gegen Schiller's Gedicht: „die Götter Griechenlands“ gerichteten Aufsatz im „Deutschen Museum“ angeregt fühlte und die er in acht Tagen vollendete. Schiller gestand, daß dieses neue Product, außer der lichtvollen und durchdachten Auseinandersetzung auch durch das Verdienst eines sehr edeln und angenehmen Stils ihn überrascht habe. Nachdem Schiller auch ein sehr günstiges Urtheil Wieland's seinem Freunde mitgetheilt, schloß er mit den Worten: „Du hast Beruf und Fug, Schriftsteller zu werden.“ Überhaupt ließ es Schiller nicht an ermuthigenden Zurufen fehlen; aber die Furcht vor „Stümperei“ saß zu fest in Körner's Herzen, als daß er es über sich vermocht hätte, Selbstvertrauen zu seinem schriftstellerischen Talent zu ge-

winnen. Auch erkannte er wol bald selbst, daß eigentliche Erholung bei schriftstellerischen Arbeiten nicht zu finden sei, wie dies ihm auch Schiller einmal „nach zehnjähriger Erfahrung" versicherte. Körner projectirte manches und fing auch manches an, brachte aber weniges fertig, darunter eine Epistel philosophischen Inhalts in Jamben, welche, wie Schiller seinem Freunde versicherte, nach allen Seiten glücklich gerathen war, eine Biographie Oxenstierna's, die er für den Göschen'schen Taschenkalender bearbeitete, eine Abhandlung über Deklamation u. s. w. Doch gerade diese fragmentarischen Arbeiten brachten ihn zur Einsicht, wie viel ihm doch zu einem eigentlichen Schriftsteller mangele, und mit halb komischer Wehmuth ruft er einmal aus: „Wehe mir, wenn dies mein Beruf sein müßte!"

Schiller ließ freilich nicht von seinen Bemühungen ab, ihn immer wieder zu schriftstellerischer Thätigkeit anzuregen, und namentlich war es sein sehnlichster Wunsch, seine Mitarbeiterschaft an den „Horen" in größerem Umfange zu gewinnen. Körner wurde zu einem beurtheilenden Mitgliede bestimmt, und es war mit dieser Stellung ein sehr ansehnliches Honorar verbunden. Auch wurde später mit Schütz, dem Redacteur der „Jenaischen Literaturzeitung" ein etwas eigenthümliches Abkommen getroffen, wonach in diesem Literaturblatte vierteljährlich eine Recension der „Horen" von deren Mitarbeitern geliefert und diese Arbeit unter Schiller, Fichte, W. von Humboldt, Körner und Schütz vertheilt werden sollte. Man sieht hieraus, wie auch aus

einigen Stellen des Goethe-Schiller'schen Briefwechsels, daß die weimarer Literaturheroen die Reclame durchaus nicht verschmähten; ja vielleicht waren sie es, welche sich ihrer in Deutschland zuerst bedienten. Aber trotz dieser Anfeuerungen wurde Körner nicht fleißiger. Zwar erschien im fünften Stück der „Horen" (1791) ein Aufsatz von ihm: „Über das Ideal des Characters in der musikalischen Darstellung;" von da an bis zum 12. Stück der „Horen" findet sich aber keine Arbeit von ihm als ein Auszug aus einem Briefe, „Wilhelm Meister" betreffend, welchen Schiller nach eingeholter Erlaubniß des Verfassers in die „Horen" einrücken ließ. Um so ehrenvoller, im Verhältniß zu dieser fragmentarischen schriftstellerischen Thätigkeit, war das Ansehen, in welchem Körner bei Männern wie Goethe und W. von Humboldt stand. Auch Schiller hörte, wenn Körner und Humboldt in ihren Urtheilen abwichen, mehr auf den erstern als auf den letztern. Wachsmuth behauptet zwar in seinem Werke „Weimar's Musenhof" an einer Stelle, Körner habe nur aus der Ferne Einfluß auf Schiller geübt, er habe nicht auf so bedeutender Höhe gestanden, daß er in dieser Hinsicht mit Humboldt hätte wetteifern können; man darf jedoch nicht vergessen, daß der Schiller-Körner'sche Briefwechsel erst drei Jahre nach dem Erscheinen der Wachsmuth'schen Schrift veröffentlicht wurde. Hätte Wachsmuth bei Abfassung seiner Schrift diesen Briefwechsel bereits gekannt und benutzen können, so würde sein Urtheil sicher ganz anders gelautet haben.

Am bekanntesten als Schriftsteller wurde Körner dem größern Publikum wol durch seine Biographie Schiller's, die, wie schon erwähnt, seit dem Jahre 1812 jeder Ausgabe von Schiller's sämmtlichen Werken beigegeben worden ist. Sie ist freilich nur skizzenhaft, faßt aber doch das Nothwendigste in klarer, lichtvoller Weise zusammen und brachte die ersten wirklich authentischen Nachrichten über Schiller's Leben, mit strenger Abweisung alles dessen, was nur auf bloßen Gerüchten beruhte. Auch flocht Körner einige wenige, aber charakteristische Bruchstücke aus Schiller's Briefen ein, die wenigstens ahnen ließen, welch' ein köstlicher Schatz in diesem Briefwechsel enthalten sein müsse. Bewundernswerth ist dabei die Bescheidenheit, mit welcher sich Körner in seiner Darstellung gänzlich im Hintergrunde hält, ohne auch nur mit einem Worte anzudeuten, daß und welchen Einfluß er auf Schiller gehabt habe. Einen ähnlichen Werth beanspruchen die in eben so einfacher Darstellung abgefaßten biographischen Notizen über seinen Sohn Theodor, welche eine Beigabe zu allen bisher erschienenen Ausgaben von dessen sämmtlichen Werken bilden. Im Jahre 1808 gab Körner die von ihm für die „Thalia“ und „Horen“ verfaßten Aufsätze unter dem Titel: „Ästhetische Ansichten“ heraus. Von da an widmete er seine schriftstellerische Thätigkeit mehr vaterländischen Angelegenheiten und Gegenständen der Verwaltung, wohin seine schon erwähnte anonyme Schrift „Deutschlands Hoffnungen,“ seine „Versuche über Gegenstände der innern Staatsver-

waltung und der politischen Rechenkunst,“ (1812) und die 1815 in Berlin anonym erschienene Schrift: „Stimme der Warnung bei dem Gerücht von geheimen politischen Verbindungen“ gehören, zu welcher letztern er, wie schon bemerkt, durch die berüchtigte Schrift von Schmalz veranlaßt wurde. Seine letzte wenig umfangreiche Schrift erschien, mit seinem Namen versehen, 1824 unter dem Titel: „Für deutsche Frauen,“ welche in einem angenehmen Vortrage über einzelne Materien wie Weiblichkeit, Schönheit der Seele, Ebenmaß, Freiheit, inneren Frieden, Licht und Wärme handelt.

Alle diese Splitter seines Geistes müssen in Betracht gezogen werden, um von seiner vielseitigen Bildung und seiner humanen, dem Edelsten zugewandten Gesinnung und seinem reinen Streben ein vollständiges Bild zu erhalten; doch bilden seine Briefe an Schiller sein eigentliches Ehrenmal, die dauernde Urkunde seines geistigen Wirkens und Strebens als Mensch und Ästhetiker. Er zeigt sich darin als einen ganz bedeutenden Denker und Kritiker, der über die interessantesten Materien mit Klarheit und Verstand zu urtheilen weiß, und seine Briefe gewähren um so größern Genuß, da sie in einem einfachen, aber reinen und geschmackvollen Stile geschrieben sind, wie er dazumal und auch heutzutage noch eine Seltenheit in Deutschland ist. Er gehört, man darf es dreist aussprechen, zu unsern besten Prosaisten, und manche seiner Analysen Schiller’scher Dichtungen, z. B. die des „Wallenstein“ würden in jeder Mustersammlung einen Ehrenplatz einnehmen.

Freilich die originellen, energischen und geistvollen Ideen, wie sie in Schiller's Briefen so bedeutungsvoll hervortreten, darf man bei Körner nicht suchen, aber um so mehr sinnige Beobachtung und klar blickenden, mehr realistischen, zugleich aber auch scharfen Verstand. Auch hatte er, der um einige Jahre Ältere und durch eine praktische Lebensschule, weite Reisen und ausgebreiteten, geselligen Verkehr Gereifte, wenigstens anfangs mehr Weltverstand und Welterfahrung als Schiller, der selbst dies anerkennt, wenn er einmal an Körner schreibt, er (Körner) denke und handle vernünftiger in gar vielen Dingen. Schiller mit seiner unzufriedenen, stürmischen, leidenschaftlichen Natur, brauchte gerade einen Mann wie Körner war, als Freund und Rathgeber. Er war der eigentliche Vertrauensmann Schiller's, der ihm häufig seine Dichtungen gleich nach ihrem Entstehen im Manuscript einschickte, wovon dann Körner eine Abschrift nahm. Mit inniger Liebe geht Körner in seinen Beurtheilungen der Schöpfungen Schiller's auf diese ein; doch verhehlt er ihm auch nicht, was Schiller, seiner Ansicht nach, hier und da hätte vermeiden sollen oder besser machen können. In solchen, verhältnißmäßig allerdings nicht häufigen Fällen, muß man den Tact und die Zartheit bewundern, womit Körner seinen Tadel, der sich namentlich gegen alles Dunkle, in sich Unklare, wie z. B. gegen das „verschleierte Bild zu Sais," aber auch gegen das zu Lyrische in Schiller's Dramen richtete, auszusprechen weiß. Schiller hätte noch reizbarer sein müssen, als

er wirklich war, wenn er sich durch solchen Tadel hätte beleidigt fühlen wollen. Körner mit seinem richtigen Blick war von vornherein überzeugt, daß die Poesie das Gebiet sei, auf welchem Schiller's Genius sich in höchstem Glanz und zu höchster Wirkung zu entwickeln berufen sei. Wie besorgt zeigt er sich nun, als ihm Schiller im Jahre 1788 seinen Überdruß an aller Dichterei zu erkennen gibt, als er klagt, daß er für seinen „Don Carlos," das Werk dreijähriger Anstrengungen, mit Unlust belohnt worden sei, daß dagegen seine „Niederländische Geschichte," das Werk von 5, höchstens 6 Monaten, ihn vielleicht zum angesehenen Manne machen werde, daß überhaupt das Gründliche und Unterrichtende von weit höherem Range sei oder dafür gehalten werde, als das blos Schöne oder Unterhaltende! Gegen diese Ansicht legte Körner sofort in einer kräftigern Weise, als er sonst zu thun pflegte, entschiedenen Protest ein. Die weimarer Cultur, schreibt er, scheine an ihm, Schiller, eben kein Meisterstück gemacht zu haben; seine Thätigkeit sei schrecklich prosaisch geworden; aber er solle doch nicht den Predigten von Gründlichkeit, Nutzen, sicherem Auskommen u. dgl. Gehör geben, und er fährt fort: „Daß dergleichen Armseligkeiten auf Dich so viel Einfluß haben, ist mir unbegreiflich. Wie viel fehlt noch, so schämst Du Dich, blos zur Kurzweil anderer Menschen zu existiren und wagst es kaum, einem Brodbäcker unter die Augen zu treten. Also keine Spur mehr von jenen Ideen über Dichterwerth und Dichterberuf, über die wir

längst einverstanden waren? Willst Du Dich selbst zum Handlanger für die niedrigen Bedürfnisse gemeiner Menschen herabwürdigen, wenn Du berufen bist, über Geister zu herrschen?" Körner, in seinem poetischen Geschmack ein klein wenig realistischer als Schiller,*) nahm in diesem Falle einen freiern und idealistischern Standpunkt ein als Schiller. In Bezug auf Lebensverhältnisse that er dies überhaupt, so auch noch später seinem Sohne Theodor gegenüber, wenn er diesem zuruft: „Also nur nach dem Höchsten gestrebt, nur keine Erschlaffung, kein Strohfeuer, keine Mittelmäßigkeit!" wenn er ihn 1809 zwar bittet, an die Mittel zu seiner Existenz zu denken, ihm aber zugleich versichert, daß er in diesem Punkte von seiner Seite keine zu große Ängstlichkeit zu befürchten habe, da er ja recht gut wisse, daß die Kunst auch ihren Mann nähre.

Auch damit, daß Schiller die Professur in Jena übernimmt, zeigt sich Körner wenig zufrieden. Er schreibt am 30. December 1788: „Was Du von der Professur schreibst, hat mich nicht erbaut. Es ist jetzt zu spät über die Sache zu reden, aber so viel muß ich doch sagen, daß Jena an Dir und Du nicht an dem Professortitel eine Acquisition machst." Er erinnert ihn daran, was sein Talent werth sei:

*) Körner bewies dies u. A. in der Kritik des bekannten Gedichts: „Pegasus im Joche," das, wie er meint, besser mit dem Hungertode des Pegasus und ohne die Erscheinung Apolls schließen würde, wogegen Schiller einwendet, das Gedicht werde dadurch „zu platt" werden.

„Du bist kein Tagelöhner der Buchhändler, der von ihrer Barmherzigkeit lebt und jede Aussicht zu einer entfernten Beförderung begierig ergreifen muß. Du hast als Schriftsteller einen Etat, der sich so hoch als manches Amt zu Gelde machen läßt" u. s. w. In allem diesen drückt sich immer die Besorgniß aus, daß Schiller durch seine Universitätsprofessur seinem eigentlichen Berufe, der Poesie, entfremdet werden könne. Aber auch Schiller's Schwankungen auf dem Gebiete der Poesie selbst verfolgt er mit ängstlicher Besorgniß. Wenn Schiller sich über die Lyrik abfällig ausspricht oder der Gattung der Balladen ein schlechtes Zeugniß ausstellt, so ist er gleich bei der Hand ihm die Versicherung zu ertheilen, daß Schiller gerade in der Lyrik einzig dastehe und daß ihm gerade die Ballade vorzüglich gelinge. Er ermuntert ihn zum historischen Roman, weniger wol deshalb, weil er diesem einen höhern Rang zutheilte als der Geschichte, sondern weil er der Ansicht war, daß ein Dichter, wenn er einmal historische Stoffe behandeln wolle, immer noch Besseres auf dem Gebiete des historischen Romans, als in der trocknen Geschichtserzählung leisten würde. „Ich kommer immer darauf zurück, schreibt er ihm einmal, daß Du nicht berufen bist, ein Gelehrter, sondern ein Künstler zu sein." Körner ermuntert Schiller zu einer „Fridericiade," mit welchem Plane sich dann Schiller, und zwar in seiner großartig combinirenden Weise, dann in der That eine längere Zeit ernstlich beschäftigte; er ermuntert ihn (1788) zur Fort-

setzung der „Philosophischen Briefe“ und überhaupt zur Wiederaufnahme der philosophischen Studien, weil er mit Recht erkannt zu haben glaubte, daß der Dichter in Schiller mit dem Denker zusammenfalle, daß überhaupt die Befruchtung mit philosophischen Ideen seinen poetischen Arbeiten nur zum größten Vortheil gereichen würde, wiewol er später es wieder auffällig findet, daß Schiller zu viel Werth auf seine philosophischen Arbeiten lege und darüber sein Talent zur Darstellung vernachlässige; er ermuntert ihn zur Behandlung antiker Stoffe; er ermuntert ihn selbst zur Bebauung des Lustspiels, weil er in Schillers Stücken und zwar namentlich in „Kabale und Liebe,“ obschon diese Tragödie sonst nicht sein Lieblingsstück sei, auch komisches Talent entdeckt haben will und es in Deutschland an solchen Lustspielen fehle, wie gerade Schiller sie schreiben könne; er ermuntert ihn, in den „Horen“ doch auch einmal etwas über die Shakspeare’schen Lustspiele zu bringen, da man diesen bisher in Deutschland nicht hinlängliche Gerechtigkeit habe widerfahren lassen. Auch Schiller’s Einfluß auf Goethe sucht er zu benutzen, daß dieser sich durch Schiller bestimmen lasse, seine Kräfte im Lustspiele zu versuchen. Aus allem diesen erkennt man die seltene Vielseitigkeit Körner’s und die ungemeine Rührigkeit, womit er bald auf diese bald auf jene Seite des Schiller’schen Talents zu wirken, Schiller anzufeuern, seinen Geist mit Gesichtspunkten, Ideen und Stoffen zu bereichern suchte.

Körner zeigt sich fast überall als der Gemäßigtere,

Mildere, Besänftigende. Immer drang er, was in Deutschland allerdings sehr nöthig ist, auf Beobachtung urbaner und humaner Formen, und in Bezug auf die „Horen“ schrieb er einmal: „Bei der Beurtheilung würde ich besonders auf Beobachtung der Urbanität im Tone des Vortrags achten. Diese Eigenschaft fehlt oft unseren besten Köpfen.“ Schiller war, worauf noch weiter zurückzukommen ist, zu herben, schroffen, selbst höchst unbilligen Urtheilen sehr aufgelegt und zwar namentlich in der Zeit, wo er mit der Ungunst seiner äußern Verhältnisse zu ringen hatte und sein Geist dadurch verbittert war. Körner, eben auch nicht immer ganz billig in seinem Urtheile, sucht Schiller's herbe Ansichten vielfach in begütigendem und versöhnlichem Sinne zu berichtigen, während der umgekehrte Fall viel seltener ist. Schiller verachtete das Publikum gründlich und sprach diese Verachtung nicht selten in den bittersten Worten aus. Da schreibt Körner (22. August 1788): „Gegen das Publikum glaub' ich, bist Du nicht ganz gerecht. Du erfährst nur einen kleinen Theil von der Wirkung Deiner Arbeiten. Der Deutsche hat ohnehin keinen Hang, den tiefen Eindruck, den ein Kunstwerk auf ihn macht, laut werden zu lassen. Hierzu bedarf es immer noch eines besonderen Anlasses. Manchen, der Dich innig verehrt, hält die Bescheidenheit ab, sich gegen Dich selbst darüber zu äußern. Dagegen gibt es Menschen, die sich ein Geschäft daraus machen, Dir jedes ungewaschene Urtheil, was irgendwo gedruckt wird, zu hinterbringen. Aber die litera-

rischen Schreier, die Du überdies durch deine Xenien gereizt hast, sind das Publikum nicht, so wenig als die pariser Werkzeuge der kämpfenden Factionen die französische Nation ausmachen." In dieser eben so taktvollen als gewiß wirksamen Weise sucht er Schiller überall mit der Welt auszusöhnen, weil er wußte, wie gefährlich es für das Schaffen eines Dichters sei, mit der Welt und seinen Umgebungen im offenen Zerwürfniß zu leben und auf feindlichem Fuße zu stehen. Zugleich geht aus dieser Stelle hervor, daß er wußte, wie sehr Schiller den Einflüsterungen böswilliger Zwischenträger, dieser gemeinen Menschenart, zugänglich sei. Im Innern hatte sonst Körner schwerlich vom Publikum eine viel bessere Meinung als Schiller, wie u. A. sein Brief vom 23. April 1803 beweist, in welchem er die Ansicht ausspricht, daß im Grunde nur noch bei den Studenten, die auch andern Zeugnissen nach damals noch reinerer Begeisterung fähig gewesen zu sein scheinen als heutzutage, Empfänglichkeit für das Poetische und besonders für alles Große und Heroische zu erwarten sei. Dieser Brief fällt freilich in eine Zeit, wo sich gerade unter den jenenser Studenten, und zwar namentlich durch Schiller und Fichte, ein sehr reiner und edler Geist entwickelt hatte, während Körner noch 1789 sich gemüßigt sah, ein sehr herbes Urtheil über die Studenten auszusprechen. Auch der Animosität, die Schiller bisweilen gegen das Christenthum an den Tag legte, suchte er und nicht ohne Erfolg entgegenzuarbeiten. Das Christenthum, sagt er u. A. in

einem Briefe vom 10. Februar 1802, sei in seiner ursprünglichen Reinheit gewiß ehrwürdig und auch noch in seiner jetzigen Gestalt könne und solle es veredelt werden, und er fügt hinzu: „Du hast als ein Lieblingsdichter der Nation einen weit verbreiteten Einfluß; daher ist es nicht gleichgültig, wie Du Dich über das Christenthum äußerst." Schiller gesteht hierauf: „Was Du über die Ausfälle gegen die christliche Religion in meinem Gedichte („die vier Weltalter") anmerkst, ist gegründet; auch meinte ich vorzüglich diese Stelle, als ich Dir schrieb, daß dem Gedichte noch die letzte Hand fehle."

Aber Körner war nicht blos Schillers ästhetischer Gewissensrath, er war auch in allen ökonomischen Angelegenheiten sein Rath und Helfer, dem Schiller sich unbedenklich anvertrauen durfte, weil er wußte, mit welchem praktischen Geschick und zugleich mit welchem Takt und welcher Zartheit Körner solche delikate Verhältnisse zu behandeln pflegte. Als Schiller seinem Freunde am 3. Juli 1785 von Gohlis aus das offene Geständniß ablegte, daß er und Huber nothwendig Geld brauchten, und daß er für sein Theil jetzt „ganz auf dem Sande säße," wirft ihm Körner nur vor, daß er ihm nicht schon früher ein Wort davon gesagt und ihm nicht gleich geschrieben, wieviel er brauche, und er fügt dann einfach hinzu: „Ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, Dich aus der Nothwendigkeit des Brodverdienens zu setzen." Und wie zart ist sein Brief vom 17. Juli 1785: „So ist's recht, daß die Geldange-

legenheit ganz unter uns durch Briefe abgethan ist. Ich hoffe, daß es nun keiner mündlichen Auseinandersetzung darüber bedürfen wird. Von jeher habe ich das Geld so gering geschätzt, daß es mich immer geekelt hat, mit Seelen, die mir theuer waren, davon zu reden. Es sollte mir wehthun, wenn Du mir zutrauen könntest, daß ich einen Werth auf Handlungen legte, die Leuten von unserer Art blos natürlich sind. Nicht einen Augenblick habe ich gezweifelt, daß ich bei umgekehrten Verhältnissen eben das von Dir zu erwarten hatte. Ich hoffe also nicht, daß Du das jemals in Anschlag bringen wirst, wenn von dem, was wir einander sind, die Rede ist.“ Körner gehörte nicht zu jenen gemeinen Naturen, welche einem genialen Manne nur so lange Verehrung und Freundschaft heucheln, als ihnen ein solches Verhältniß kein materielles Opfer kostet, deren Herz aber, insofern es je warm war, sofort erkaltet und sich von dem Gegenstande einer nur äußerlich zur Schau getragenen Verehrung abwendet, sobald eine Geldfrage dabei ins Spiel kommt. Körner wußte, was ihm die Freundschaft Schillers und was der deutschen Nation und der Welt sein Genie werth war, und ein solches Genie sich und der Welt zu erhalten, ließ er es sich etwas mehr kosten als bloße Redensarten. Wie er ihm auch späterhin in pecuniären Verlegenheiten und Angelegenheiten mit Rath und That aufs uneigennützigste zur Hand ging, davon enthält dieser Briefwechsel zahlreiche Beweise. An der Knüpfung des Verhältnisses hatte eine gewisse Freundschaftsschwärmerei,

wie sie damals im Schwange war, jetzt aber ziemlich erloschen ist, wol Antheil; aber gerade diese Geldfrage trug vielleicht wesentlich dazu bei, die beim Entstehen bemerkbare Ueberschwänglichkeit dieser Freundschaft zu dämpfen und auf einen realen Boden zu stellen, auf dem sie bis zuletzt um so sicherer ruhte. Die Freundschaft beider Männer gewann um so mehr an verständigem Inhalt, je mehr sie an Pathos verlor, und wenn der Briefwechsel in den letzten Lebensjahren Schiller's spärlicher fließt, so sind die einzelnen Briefe dafür auch um so bedeutungsvoller und inhaltsreicher. Schiller fühlte sich durch die materiellen Opfer, die Körner ihm gebracht, an diesen moralisch eben so gebunden, wie Körner an ihn durch die Geistesspenden, wodurch ihm Schiller seinen Dank abtrug.

Es darf nicht geleugnet werden, daß ohne eine gewisse Nachgiebigkeit und Fügsamkeit von Körners Seite das Verhältniß sich vielleicht nicht so rein und nicht so dauernd gehalten haben würde. Man spürt dieselbe Nachgiebigkeit bei Goethe in dessen Briefen an Schiller, wenn sich irgend Differenzpunkte zwischen beiden ergaben. Auch Goethe ließ lieber einen streitigen Punkt, der Schillers Heftigkeit erregte, fallen, wenn er befürchten mußte, daß durch weitere Verfolgung des Disputs ihr Verhältniß Abbruch erleiden könnte. Goethe wie Körner kannten Schiller als eine durchaus edle, großartige, aber auch höchst reizbare Natur, die mit größter Zartheit behandelt sein wollte und Widerspruch, insofern er eine irgend herbe Form annahm, nur

unwillig ertrug. Körner schreibt einmal an ihn, im Jahre 1790: „Irgend eine lebhafte Idee, durch die ein berauschendes Gefühl Deiner Ueberlegenheit bei Dir entsteht, verdrängt zwar zuweilen eine zeitlang alle persönliche Anhänglichkeit, aber das Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden, kehrt bald bei Dir zurück. Ich kenne die aussetzenden Pulse Deiner Freundschaft, aber ich begreife sie, und sie entfernen mich nicht von Dir." Dies Gefühl geistiger Ueberlegenheit steigerte sich bei Schiller mit den Jahren. Einige Bemerkungen und Einwendungen Körner's in Betreff des „Wallenstein" z. B. gefielen ihm so wenig, daß er etwas kurz erwiderte, er habe Körner's Wünsche nicht befriedigen können, da er in mehreren Punkten quaestionis entgegengesetzte Grundsätze über Poesie und tragische Poesie insbesondere habe, die er nicht wol aufgeben könne, worauf ihm Körner nicht ohne einen Anflug von Wehmuth erwiderte, das sei doch sonst nicht der Fall gewesen. Aber das sind nur vorüberziehende Wölkchen am Horizonte ihrer Freundschaft. „Unsere Vorstellungsart," schreibt u. A. Schiller am 27. Februar 1792, „mag sich zwar in manchen Stücken verändert haben, darauf rechne ich; aber im Ganzen, denke ich, sind wir nicht auseinander gekommen." Und Körner erwidert: „Ja wol sind wir nicht auseinandergekommen, werden es wol auch nie. Vorübergehende Mißverständnisse können unter uns stattfinden, aber Entfernung gewiß nicht. Meine Denkart hat sich durch äußere Umstände weniger verändern können als vielleicht die

Deinige." Dahin gehört auch folgendes Geständniß Schiller's: „Man schleppt sich mit so vielen tauben und hohlen Verhältnissen herum, ergreift in der Begierde nach Mittheilung und im Bedürfniß der Geselligkeit so oft ein Leeres, das man froh ist wieder fallen zu lassen, es gibt so gar erschrecklich wenig wahre Verhältnisse überhaupt und so wenig gehaltreiche Menschen, daß man einander, wenn man sich glücklicherweise gefunden, näher rücken sollte."

Für die Kenntniß Schiller's ist — wie man schon aus dem bisher Gesagten erkennen wird — dieser Briefwechsel von äußerster Wichtigkeit, und er ist, wie uns scheint, in dieser Hinsicht noch gar nicht so benutzt worden, wie das schon längst hätte geschehen sollen. Man hat sich aus mißverstandener Pietät gegen Schiller, die dieser selbst wenig gutheißen würde, abhalten lassen, auch diejenigen Zügen zu beachten, durch die auch dieser seltene Geist dem allgemeinen Menschenloos, dem der Unvollkommenheit seinen Tribut abstattete. Man hat sich fast immer nur damit begnügt, ihn, den idealisirenden Dichter, ebenfalls zu idealisiren, und nur mit äußerster Vorsicht hat dieser und jener gewagt, einige der Züge zu berühren, durch die sich Schiller uns übrigen Menschen nähert. Man hat ihn fast immer nur als einen *geborenen*, nicht als einen *gewordenen* vollkommenen oder der Vollkommenheit sich nähernden Menschen geschildert, oder man hat ihn wenigstens von dem Augenblick an, wo er sich aus dem genialen Chaos

seiner Jugendproducte zur idealisirenden Gestaltung und Dichtung erhob, als von allen menschlichen Schlacken frei dargestellt. So liegen aber die Sachen nicht. Schiller hat noch lange mit sich selbst ringen müssen, ehe er mit sich selbst fertig wurde und zur harmonischen Ausbildung seines innern Menschen gelangte; er hat noch ziemlich lange Zeit nach dem Eintritt in die vollkommene Periode seines dichterischen Schaffens mit sich wie mit der Welt in Streit und Zwiespalt gelegen, und er hat auch zuletzt seine Befriedigung mehr in der von ihm erschaffenen idealen Welt, mit der er die wirkliche ver- und überbaute, gesucht und gefunden, als daß er sich mit der wirklichen gänzlich ausgesöhnt und verglichen hätte. Der Mensch wird nicht durch die Geschenke, welche die Natur ihm in der Wiege auf dem Präsentirteller darbietet, wirklich groß, sondern durch das Ringen, durch den Kampf, dnrch die Selbstüberwindung, die dann zugleich auch eine Weltüberwindung ist. Gerade dieses unablässige Ringen mit sich selbst, welches ihm vielleicht manche mehr ihm selbst als der Welt zur Kunde gekommene Niederlage bereitete, ihn aber schließlich von Sieg zu Siege führte, verleiht ihm jene moralische Größe, durch die Schiller unter den Dichtern fast einzig dasteht.

Schiller war eine überaus energische, ehrgeizige, hochfliegende Natur in einem zwar edel angelegten, aber gebrechlichen körperlichen Organismus, der, man möchte sagen, seine Lebenskraft nicht aus sich selbst zog, sondern aus der Psyche, welche diesen hinfälligen Leib beherrschte

und ihn nach ihrem Willen zum Ausharren zwang. Schiller war im Grunde eine aristokratischere Natur als Goethe; wenigstens versicherte es dieser. Jedes schwächliche Motiv des Handelns, selbst wenn es gemüthlicher Art war, war ihm an den Menschen verhaßt; am wenigsten duldete er es bei sich selbst. Er strebte nach den höchsten Zielen, und um zu diesen zu gelangen, zeigte er sich in der Anwendung der Mittel äußerst praktisch, praktischer als vielleicht irgend ein andrer deutscher Dichter. Er, der Mittellose, der Unbehauste, der Landflüchtige sah ein, daß, um ungestört zu dichten und zu schaffen und sein Ziel zu erreichen, erst seine Existenz gesichert sein müsse, und daß, um wirkliches Ansehen und bleibenden Einfluß zu gewinnen statt einer vagen Popularität, bei der ein deutscher Dichter, wie das Beispiel Bürgers und Anderer lehrt, nur zu leicht moralisch und materiell verdirbt und verkommt, es von Vortheil sei, sich zu der Aristokratie des Geistes wie der Geburt zu halten. Dahin zielten alle seine Schritte, und sie gelangen ihm. Schiller hatte überhaupt Glück; es gehörte z. B. zu den Glücksfällen, daß er auf der Karlsschule mit Vornehmen umgehen gelernt hatte, was ihm dann später in Weimar nicht wenig zu statten kam; es gehörte zu den Glücksfällen, daß ihm an der Hand seines Freundes Streicher seine Flucht aus Stuttgart so wunderbar gut gelang; es gehörte zu den Glücksfällen, daß er schon früh durch seinen akademischen Mitschüler Wolzogen dessen Mutter, Frau von Wolzogen, kennen gelernt hatte, die ihm in böser Zeit Geld-

unterstützungen und ein Asyl in Bauerbach gewährte; es gehörte zu den Glücksfällen, daß er 1784 am Darmstädter Hofe im Beisein des Herzogs Karl August von Weimar den ersten Act des „Don Carlos“ vorlesen durfte, was ihm für's erste den Titel eines weimarischen Rathes eintrug und für künftige Fälle seinen Namen im Gedächtniß des Herzogs fixirte. Allerdings kann man auch sagen, daß das Glück eines der Attribute und Kennzeichen des Genies ist, ein Ausfluß des Genies, die Folge seiner mächtigen Wirkung auf die Menschen und Verhältnisse. Nur freilich muß das Genie in einer Zeit leben, in deren stärkender Atmosphäre es seine Lungenflügel öffnen und ausweiten kann, in einer Zeit, die nicht das Schwächliche, Spielende, Pedantische, Lügenhafte, äußerlich Schimmernde und Raffinirt-Pikante, sondern das Kräftige, Gesunde, Freie, Wahre, Tüchtige und Vollwichtige liebt, in einer Zeit, in welcher sich wenigstens einzelne Kreise bilden, die das Edle eben so von selbst an sich ziehen als das Gemeine abstoßen. Und in einer solchen Zeit trat Schiller auf. Seit der Reformation hatte eine solche Bewegung in Deutschland nicht stattgefunden, Alles wollte vorwärts, Alles wollte sich unterrichten, geistig freimachen, mit Ideen befruchten und an hohen poetischen Gestaltungen erbauen; es hatte sich eine große geistige Gemeinde gebildet, im Süden wie im Norden, unter Katholiken wie Protestanten, welche am Altar der Schönheit, der Freiheit, der Humanität, des Allgemeinmenschlichen opferte. Wie ist jetzt diese Gemeinde

zerspalten, politisch, confessionell und social getheilt und zersplittert, wie verbissen und intolerant, wie vom Ideale abgefallen, wie materialistisch, wie dem blos Frivolen, dem Eclat machenden und arroganten Virtuosenthum huldigend!

Doch kehren wir wieder zu Schiller zurück. Schillers Besuch in Weimar, zu welchem Zweck er sein trauliches Zusammensein mit der Körner'schen Familie in Dresden abbrach, sein tapferes Ausharren in der Ilmstadt, obschon es ihm anfangs dort sehr wenig behagte und er selbst, wie es scheint, als unwillkommener Eindringling von allen Seiten mit etwas scheelen Augen angesehen wurde, seine schwer zurückzuweisenden Bemühungen, mit den Hofkreisen und den Notabilitäten Weimars in Verbindung zu treten, wozu ihm zum Theil Charlotte von Kalb behilflich sein mußte und zu welchem Zweck er auch die Bekanntschaft Knebels nachsuchte, „weil dieser nach Goethe den größten Einfluß auf den Herzog hat," seine Verheirathung mit dem adligen Fräulein Charlotte von Lengefeld, seine Bewerbung um den Hofrathstitel bei dem Herzog von Meiningen, seine Festsetzung in Jena als Geschichtsprofessor, wobei er in ein von ihm siegreich bestandenes Kreuzfeuer von Intriguen seitens bereits wohlbestalter Professoren gerieth — das Alles sind Schritte, die ihm theils nur als Mittel zum Zwecke dienten, theils von ihm aufs klügste und energischste eingeleitet und betrieben wurden, zugleich aber auch die ganz ungewöhnliche Macht beweisen, die Schiller über

die Menschen ausübte oder selbst über solche zu erlangen wußte, die ihm anfangs, wie sogar Goethe, widerstrebten oder ihm doch keine Sympathie entgegenbrachten. Sie mußten sich aber, wohl oder übel, zuletzt diesem mächtigen Geiste beugen oder sich ihm doch accommodiren.

Von Excentricität und idealer Schwärmerei ist bei Schiller, was sein Verhältniß zur Welt betrifft, nirgends die Rede. Er ist sich immer klar über seine Zwecke; er weiß immer bestimmt, was er will. Er gehört durchaus nicht in die Kategorie jener Poeten, die das Wesen eines Dichters darein setzen, ins Blaue zu leben und ungeregelte Curven zu durchschreiten. Er betäubte weder sich noch Andere mit Phrasen. Klarheit und Bestimmtheit ist in Allem, was er denkt, sagt und thut. Nur in den ersten Briefen an Körner zeigen sich noch Spuren jenes überschwänglichen Ausdrucks, jener trunkenen und vielleicht auch nicht immer ganz echten Schwärmerei, wie man sie von dem Dichter der „Räuber" zu erwarten sich vielleicht berechtigt glaubt. Diese Periode war bereits im Verschwinden. Der Most fing an sich bereits zum Wein abzuklären. Wir haben gesehen, wie bald Schiller seinem Verhältniß zu Körner eine praktische Seite abzugewinnen wußte. Von dem Augenblick an, wo die ökonomische Frage von ihm erhoben wird, verschwindet fast alles Überschwängliche in Empfindung und Ausdruck. Allerdings versicherte er in seinem Briefe aus Mannheim vom 10. Februar von 1785, er sei noch nie glücklich gewesen, denn Ruhm und Bewunderung und

die ganze übrige Begleitung der Schriftstellerei wögen auch nicht einen Moment auf, den Freundschaft und Liebe bereiten; Leipzig erscheint ihm sogar „wie der rosige Morgen jenseits der waldigen Hügel;" dagegen schreibt er schon am 8. August 1787 aus Weimar ziemlich nüchtern: „Der Anfang und der Umriß unserer Verbindung war Schwärmerei, und das mußte er auch sein; aber Schwärmerei, glaube mir, würde auch nothwendig ihr Grab sein" u. s. w.

Seine Verehelichung mit Charlotte von Lengefeld beruhte wol auf inniger Sympathie und verständiger Hochschätzung, aber eigentliche Leidenschaft kam dabei nicht ins Spiel. Der Ton seiner die Heirathsangelegenheit betreffenden Briefe zeigt dies deutlich. Schiller war schon lange mit Heirathsgedanken umgegangen. Er schreibt, einmal in halb ernst- halb scherzhaftem Tone an Körner, er würde heirathen, wenn er ein Frauenzimmer im Besitze von 12,000 Thalern fände, und ein andermal: „Weißt Du nun übrigens eine reiche Partie, so schreib mir immer; entweder sehr viel Geld, oder lieber gar keins, und desto mehr Vergnügen im Umgang." Charlotte von Lengefeld, obschon sie einen jährlichen Zuschuß von 200 Thalern von Mutter Seite hatte, besaß ersteres nicht, aber sie gewährte ihm das letztere um so mehr — Vergnügen im Umgang. Gewisse gesellschaftliche Vortheile, die ihn förderten, waren mit dieser Verbindung ohnehin verknüpft. Wir wollen nicht sagen, daß diese das entscheidende Motiv für Schiller gewesen wären, aber in Betracht gezogen hat er sie gewiß,

freilich ohne Zweifel noch mehr die seltene Geistes- und Herzensbildung des Fräuleins, das ihm in vielen Punkten so congenial war, wenn auch vielleicht nicht in gleichem Grade wie ihre Schwester, Karoline von Wolzogen, die an ihm mit der schwärmerischsten Verehrung hing, welche von seiner Seite, natürlich in vollkommen unzubemäkelndem Sinn, nicht unerwidert blieb. In wie verständigem und praktischem Sinne der Dichter seine Heirathsangelegenheit betrieb, davon zeugt u. A. sein Brief an Körner vom 12. December 1789.

Die Ehe wurde, wie man weiß, und wie auch vielfach aus Schiller's Briefen hervorgeht, eine sehr glückliche und blieb es bis zum Ende. Natur und Menschheit traten ihm seit seiner Verheirathung vertrauter entgegen; die Bitterkeit in seinem Wesen verlor sich immer mehr; er hatte den Lebenspunkt gefunden, von dem aus die Welt in versöhnlicherm und friedlicherm Lichte erscheint. Das Familienleben schlug eine Brücke zwischen ihm und der Welt; hier konnte er das Lebensideal aufbauen, das er sonst nirgends fand. Ja, eine gewisse Schwärmerei, die man in seinen Briefen vor seiner Verheirathung nicht trifft, zeigt sich in den Briefen, die er nach derselben schrieb, aber eine Schwärmerei ohne alle Überschwänglichkeit und von wahrhaft sanftem, fast rührendem Character. „Was für ein Leben führe ich jetzt!" schreibt er am 1. März 1790: „Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erho-

lung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen mir diese Tage dahin;" und wieder am 16. Mai 1790: „Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau, als so verlassen und allein — auch im Sommer. Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz, und mich in ihr. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten, und oft regt sich's wieder in meiner Brust." Aufs deutlichste erkennt man aus diesen Äußerungen, daß die Irregularitäten in Schiller's früherem Leben nicht aus seiner eigensten Natur hervorgegangen waren. Welch erfreuliches Bild bietet Schiller's Familienleben zu dem Leben mancher andern Dichter, die, wie Schubart, Bürger, Grabbe, auch noch als Ehemänner ihre regellosen Bahnen weiter verfolgten, obschon sich für sie wol manche aus ihrer eigenthümlichen Lebenslage und ihren nächsten Umgebungen selbst sich ergebenden Milderungsgründe geltend machen lassen. Höchst anziehend sind denn auch in dem Körner-Schiller'schen Briefwechsel die Mittheilungen, die sich die Freunde über ihr beiderseitiges Familienleben und namentlich ihre Kinder machen, jene Äußerungen von innigstem Antheil, das Jeder an dem Familienglück des Andern und an dem Gedeihen der beiderseitigen Kinder nimmt. Es sind dies freilich im Verlaufe des Briefwechsels auch fast die einzigen Partien, in denen sich die gemüthliche Seite beider Männer bekundet; denn sonst zeigen sie sich mit zu hohen Dingen beschäftigt,

als daß ihre gemüthliche Seite in ihren gegenseitigen Mittheilungen sehr in den Vordergrund treten könnte.

Noch weniger Schwärmerei, als für seine Heirath, bei der doch sein Herz unbedingt bedeutend in Anspruch genommen war, zeigt Schiller für seine Professur, von der, wie schon bemerkt, Körner gar nichts wissen wollte. Die Absicht, die Schiller mit der Übernahme der Professur verband, war, nach seinem eigenen Geständniß, hauptsächlich die, sich eine solide, auch für seine Verheirathung nöthige Stellung in der bürgerlichen Welt zu erwerben; denn Schiller war der Mann nicht, sich zu verhehlen, daß der amt- und titellose, blos von seiner Feder lebende Schriftsteller in Deutschland eines sehr geringen Ansehens genießt; man weiß ihn eben nirgends in eine von Staatswegen anerkannte Kategorie unterzubringen. Körner dachte in dieser Hinsicht freilich ganz anders; er hielt für einen Dichter von dem Genie Schiller's jeden Titel für höchst überflüssig und jedes Amt für schädlich und störend; aber Männer von dem freien Geiste Körner's, der auch seinem Sohne Theodor sehr gern jedes Amt und jeden Titel erlassen haben würde, wenn er bei längerem Leben ein großer Dichter wie Schiller geworden wäre, sind eben nur seltene Ausnahmen im deutschen Vaterlande, das in diesem Punkte noch immer tief unter England und Frankreich steht. Schiller kannte seine Landsleute, und darum und nicht weil er für seine Person auf dergleichen Dinge Werth gelegt hätte, strebte er nach Titeln und Ehren, weil er wußte, daß da-

durch auch sein Ruhm als Dichter auf eine solide Basis gestellt und sein Einfluß als Schriftsteller wesentlich gefördert werden würde. Schiller schreibt am 12. December 1789 über seine Professur: „Es ist mir gar lieb zu hören, daß auch Dir vor dem Universitätsleben ekelt; ich wollte es in meinem letzten Briefe an Dich nur nicht gerade heraussagen, daß mir diese Existenz — verbunden mit der ganzen Begleitung von faulen Umständen, die von dem Professorenleben unzertrennlich sind — daß sie mir herzlich verleidet ist: wäre sie nur mit ein wenig erheblichen ökonomischen Vortheilen verknüpft, so wollte ich mich darein ergeben" u. s. w. Diese ökonomischen Vortheile waren freilich unerheblich genug; denn seine jährliche Besoldung bestand anfangs nur aus 200 Thalern, weshalb auch Körner im Jahre 1791, als Schiller ein schweres Lungenleiden überstanden hatte, an ihn schrieb, er solle seine Lungen nicht zu sehr anstrengen und das Schreien Andern überlassen; daß Schiller in Jena wohne, sei schon Vortheil genug für die Universität, der mit 200 Thalern wahrlich wohlfeil genug bezahlt sei, worin jeder gewiß Körner recht geben wird. So wie hier sehen wir auch bei allen übrigen Schritten und Unternehmungen, namentlich auch bei seinen literarischen, Schiller sehr genau rechnen und die pecuniäre Seite erwägen und im Auge behalten; denn es war seine Ansicht, daß es auch einen „ökonomischen Ruhm" des Schriftstellers gäbe, durch den er sein Ansehen als Autor und Dichter wesentlich fördere, was

auch vollkommen richtig ist. Nur wird diese Wahrnehmung immerhin für diejenigen überraschend sein, welche sich Schiller nicht anders, als immer in den höchsten Regionen schwebend und das Irdische ganz außer Acht lassend, vorstellen können. Schiller, der selbst einmal seinen Charakter als ein eigenthümliches Gemisch von Wärme und Kälte bezeichnet, dachte anders von sich. Er schreibt z. B. am 12. December 1789 an Körner in Betreff der Familie Wielands: „Ich gehöre nicht zu diesen Menschen; das fühle ich bei mir selbst. Ich bin wirklich zu sehr Weltkind unter ihnen, die ganz unerfahrener Natur sind," und an Reinholds fällt ihm ebenfalls die zu große Naivetät auf, womit sie in ihrem Hauswesen das „Coulissenspiel" nicht verbergen könnten.

Zu den wichtigsten Entdeckungen, die wir der Veröffentlichung des Schiller-Körner'schen Briefwechsels verdanken, rechnen wir gerade die daraus sich unumstößlich ergebende Thatsache, daß sich Schiller in allen ihn betreffenden Lebensfragen durchaus nicht jener idealistischen Sorglosigkeit und romantischen Träumerei hingegeben hat, woran manche andere Dichter vor und nach ihm zu Grunde gegangen sind. Vielmehr hat er kräftig Hand angelegt und sich durchaus praktisch erwiesen, wenn es galt, seine Existenz zu seinem Vortheil zu gestalten und endlich in einer Weise zu ordnen, die es ihm erlaubte, ruhig fortzuschaffen und fortzuarbeiten und seinen kleinen wie großen Compositionen denjenigen Grad von Vollendung und Reife

zu geben, den er sich zum höchsten Ziel und Gesetz machte, den zu erreichen aber unter allzu drückenden Nahrungssorgen, unablässigem Schuldenmachen, literarischen Lohnarbeiten um das tägliche Brod und Demüthigungen aller Art sicherlich unmöglich ist. Wünschen wir uns Glück dazu, daß Schiller diese Energie und praktische Umsicht besaß, denn ohne sie würden wir so manche herrliche poetische Schöpfung von ihm nicht besitzen. Ihm hatte das Glück an der Wiege nicht so gelächelt wie seinem Rivalen und Freunde Goethe; er mußte der Schmied seines eigenen Glücks sein, und er wurde es. Aus diesem Kampfe, der ihn aufzureiben drohte und ihn auch vielleicht ohne Körner's freundschaftlichen Beistand doch aufgerieben und in seiner Blüte geknickt haben würde, ging auch zum großen Theil seine Unzufriedenheit hervor, aber jene Unzufriedenheit, die, mit Energie gepaart, die Mutter großer Thaten und Entschlüsse ist, nicht jene, welche aus Schwäche des Characters hervorgehend, oder mit ihr gepaart, die Productionskraft untergräbt und allmälig vernichtet. Wenn Schiller dem Begleiter seiner Flucht aus Stuttgart, seinem Freunde Streicher, bei der Trennung das Abschiedswort zurief: „Wir wollen uns nicht eher wiedersehen, als bis Du Kapellmeister, ich Minister geworden!" so gewährt uns schon dieser Ausruf Aufschluß über Schiller's energischen Character, über sein großes Streben und Trachten. Er wurde zwar nicht Minister, aber er wurde seiner Nation etwas Höheres, als ihr je ein Minister gewesen ist und sein wird.

Der Medicinalrath A. Clemens sagt in seiner kleinen, aber geistvollen Schrift „Schiller im Verhältniß zu Goethe und der Gegenwart:“ Schiller habe Genie und Talent in einem eminenten Grade gehabt, „aber“ fährt Clemens fort, der pathologische Grundzug seines Wesens war Unzufriedenheit. Unzufrieden war er mit der Welt, wie sie ihm erschien, unzufrieden mit der Lage des Menschengeschlechts, unzufrieden mit seiner eigenen, mit sich, seinem Bildungsgange, seinen Leistungen, seinen Verhältnissen.“ In seinen Briefen aus Mannheim an Körner nimmt diese Unzufriedenheit fast den Ausdruck düstrer Verzweiflung an; er klagt am 7. December 1784 über eine „traurige Stufenreihe von Gram und Widerwärtigkeit,“ die sein Herz für Freundschaft und Freude vertrocknet habe, über „unglückselige Zerstreuungen,“ deren Andenken ihm noch Wunden schlage, über sein widriges Verhängniß, welches ihm schon die „Verwünschung“ seines Dichterberufes aus der Seele gepreßt habe; er schreibt am 10. Februar 1785: „Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage habe ich's in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entschluß, aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider.“ Er ist in Gohlis, und auch da ist sein Dasein „einsiedlerisch, traurig und leer.“ In Dresden ärgert ihn die Bevölkerung, über deren „seichten, zusammengeschrumpften“ Charakter in diesen wie in andern Briefen Schiller's die abfälligsten Urtheile vorliegen. Unter Anderem wirft er den Sachsen auch vor, daß es gefährlich sei, bei

ihnen im Rufe zu stehen, man schätze etwas höher als sein Brodfach. Er kommt nach Weimar; auch da entspricht nichts seinen idealen Vorstellungen: „So viele Familien, eben so viel abgesonderte Schneckenhäuser, aus denen der Eigenthümer kaum herausgeht, um sich zu sonnen." Aber an dieser Kleinheit richtet sich auch wieder sein großer Geist auf, und er fügt hinzu: „Anfangs hab' ich mir Alles viel zu wichtig, viel zu schwer vorgestellt. Ich habe mich selbst für zu klein und die Menschen umher für zu groß gehalten." Niemand hat sich wol so wenig von dem äußern Schein der Größe blenden lassen als Schiller, Niemand war wol so geeignet wie er, in der großen Maskerade des Lebens wahrzunehmen, wie wenig oft in den glänzenden Costümen und hinter den theatralischen Gesten stecke. Er schreibt aus Weimar am 7. Januar 1788: „Ich führe eine elende Existenz, elend durch den innern Zustand meines Wesens;" aus Rudolstadt am 20. August desselben Jahres: „Herz und Kopf jagen sich bei mir immer und ewig; ich kann keinen Moment sagen, daß ich glücklich bin, daß ich mich meines Lebens freue." In Jena findet er nur „alltägliche Waare," und besonders die Frauen erscheinen ihm als ein „trauriges Geschlecht." Im Juli 1793 sehnt er sich aus Jena hinweg nach seinem heimathlichen Schwaben: „Die Liebe zum Vaterlande ist sehr lebhaft in mir geworden, und der Schwabe, den ich ganz abgelegt zu haben glaubte, regt sich mächtig. Ich bin aber auch elf Jahre davon getrennt gewesen, und Thüringen ist das Land nicht, worin

man Schwaben vergessen kann.“ Er kommt nach Schwaben; gleich ist wieder die alte Unzufriedenheit da: „Von meinen alten Bekannten sehe ich viele; aber die wenigsten interessiren mich,“ schreibt er aus Ludwigsburg am 4. October 1793. „Es ist hier in Schwaben nicht so viel Stoff und Gehalt, als Du Dir einbildest, und diesen wenigen fehlt es gar zu sehr an Form.“ In Heilbronn schmeckt ihm der Neckarwein, aber nicht die Menschen. Er ist froh, wieder nach Jena zurückkehren zu können, doch auch hier duldet es ihn nicht; er geht nach Weimar, klagt aber sehr bald, daß auch hier „nicht viel Geist in Circulation“ sei und daß er in Weimar noch mehr Zeit verliere als in Jena. Die weimarer Frauen beschuldigt er der Libertinage, da sei keine, die nicht eine Liaison gehabt; die Schauspieler nennt er im Allgemeinen „Lumpenpack,“ für das zu schreiben eine „böse Aufgabe“ sei, und wie verächtlich er über das Publikum dachte, welches einem Dichter, wie er einmal versichert, alle Lust am Schaffen verleiden könne, davon haben wir schon früher ein Beispiel angeführt, das wir aber um eine ziemliche Anzahl anderer vermehren könnten.

Eben so hart und schroff absprechend äußert sich Schiller über Personen, auch über die hervorragendsten, u. A. über die Herzogin Amalie, über Herder (an vielen Stellen), anfangs, wie bekannt, auch über Goethe, stellenweise auch über Wieland, über Ramler und Engel, die er „armselige Hunde“ nennt, über Gotter, über Bürger, über den Capellmeister Reichardt, der ihm als ein „unerträglich

aufdringlicher und impertinenter Bursche" erscheint, über Böttiger den „Allerweltsschwätzer und Sykophanten," über Kotzebue, dem er nachsagt, daß er ein „Prahlhans und Windbeutel" sei, über die beiden Schlegel u. s. w. Am auffallendsten ist das höchst mißgünstige, aber sehr merkwürdige Urtheil über Alexander von Humboldt in dem Briefe vom 6. August 1797, von dem er behauptete, daß er nie etwas Großes für seine Wissenschaft leisten werde. Er verschmäht selbst den gewöhnlichsten Klatsch nicht, spottet über das Attachement der Herzogin Amalie für den „jämmerlichen Hund" Bellomo, greift nach jeder über Herder umlaufenden Klatschgeschichte und erzählt gelegentlich Scenen aus dem häuslichen Leben Herder's, die deshalb schwer glaublich sind, weil ihnen sicherlich kein Augenzeuge beiwohnte. Ungemeine Lobsprüche, die er dann an weniger bedeutende Menschen, z. B. Becker, den Verfasser des „Noth- und Hilfsbüchleins," den Ästhetiker Moritz u. s. w. verschwendet, fallen um so mehr auf, je weniger er die bedeutenden mit seinem Tadel verschont.

Im Grunde waren es nur Körner, Wilhelm von Humboldt, endlich, nachdem sie sich persönlich und literarisch nahe getreten waren, Goethe, welche er würdigte, mit ihm einen geistigen Bund und gewissermaßen den Ausschuß der deutschen Geistesaristokratie zu bilden. Über sein Verhältniß zu Goethe, welches zwar das zu Körner nicht verdrängte, aber doch ein wenig in den Schatten stellte, enthält gerade dieser Briefwechsel die merkwürdigsten Aufschlüsse. Es ist ein einziges und beispielloses Schauspiel

zu sehen, wie diese Männer, die sich anfangs geradezu abstießen, von denen der ältere in dem jüngern vielleicht einen Rivalen, der ihm doch gefährlich werden könnte, fürchtete, der jüngere aber nach eigenem Geständniß in dem ältern ein Hinderniß seines Emporkommens und seines Rufes zu erblicken glaubte, durch ein gleich hohes, wenn auch individuell anders nüancirtes Streben zu einander geführt wurden, immer mehr ihren beiderseitigen Werth schätzen lernten. Sie lebten fortan, möchte man sagen, Jeder eben so sehr in des Andern Ideen als in den eigenen; Jeder suchte des Andern Entwickelung zu fördern, Jeder von dem Andern geistig zu gewinnen, ihm aber auch eben so viel von seinem geistigen Besitz abzutreten. Für die Genesis dieses seltenen Dichterbundes ist der Schiller-Körner'sche Briefwechsel von höchstem Werth. Man hat es Goethe wol öfters zum Vorwurf gemacht, daß er für die äußere Lebensexistenz Schiller's nicht genug gethan habe; aber um ihm aus eigenen Mitteln zu Hilfe zu kommen, dazu reichten die Einkünfte Goethe's bei seiner hohen Stellung sicherlich nicht hin, und den heimatlosen Ankömmling im weimar'schen Ländchen in einem seinem Geiste und Talente zusagenden Amte oder gar in einer Sinecure unterzubringen, war ebenfalls nicht leicht. Mußte man doch schon von vielem Altherkömmlichen abweichen und ältere Professoren geradezu vor den Kopf stoßen, nur um ihm die wenig einträgliche Professur in Jena zu verschaffen. Man hat Goethe's Conseilbericht: „Ein Herr Friedrich Schiller, welcher sich

durch eine Geschichte des Abfalls der Niederlande bekannt gemacht hat, soll geneigt sein, sich an der Universität Jena zu etabliren. Die Möglichkeit dieser Acquisition dürfte um so mehr zu beachten sein, als man ihn gratis haben könnte" bitter tadeln wollen; aber gerade diese Fassung mochte der kluge Goethe für nöthig halten, um bei den alten Zöpfen, den Verehrern der Routine und des Schlendrians, nicht auf zu großen Widerstand zu stoßen. Bei diesen fiel es allerdings in's Gewicht, daß man Schiller „gratis" haben konnte und daß er ein geschichtliches Werk geschrieben hatte; aufs schlechteste würde aber Schiller bei diesen Zöpfen empfohlen worden sein, wenn Goethe ihn als den berühmten Verfasser der „Räuber," des „Fiesco," des „Don Carlos" u. s. w. hätte empfehlen wollen. Goethe kannte die Leute, mit denen er zu thun hatte! Im Übrigen enthält der Schiller-Körner'sche Briefwechsel Züge genug, welche beweisen, mit welcher Zartheit Goethe für Schiller besorgt war; so stellte er ihm nach einer überstandenen schweren Krankheit seine Equipage zur Verfügung, um darin täglich ausfahren zu können, so ließ er ihm im „Komödienhause" eine eigene Loge einrichten, damit Schiller ungestört zusehen könne u. s. w. Dies alles hinderte den scharf kritischen Schiller nicht, auch später über manche Schöpfungen seines Freundes herbe Urtheile auszusprechen; „Iphigenia" findet nach wiederholter Lectüre nur seinen getheilten, vielfach verklausulirten Beifall, von der „Braut von Korinth" behauptet er, daß sich Goethe damit nur einen „Spaß" habe

machen wollen, und über „Faust“ äußerte sich Schiller, freilich im Jahre 1790, so unzufrieden, daß Körner sich des „Faust“ annehmen zu müssen glaubte, wobei freilich auch ihm das Mißliche widerfuhr, den „Bänkelsängerton“ der Dichtung zu tadeln. Am abfälligsten sprach sich Schiller fortdauernd über Goethe's Verhältniß zur Mamsell Vulpius aus, und wer weiß, wie er, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre, Goethe's Verheirathung aufgenommen haben würde. Schiller spricht u. A. im Jahre 1800 von Goethe's „elenden häuslichen“ Verhältnissen und wirft ihm vor, daß er zu „schwach“ sei, diese zu ändern. Vielleicht war Goethe hierzu nur zu treu und gewissenhaft, wie er dies in seinem spätern Leben immer war, vielleicht auch zu menschlich gesinnt und zu mitleidig, jedenfalls aber auch gleichgültig gegen das Urtheil der vornehmen Welt. Es handelte sich ja auch nicht mehr um die Vulpius allein, sondern um ein drittes Wesen, welches die unschuldige Frucht dieser Verbindung war. Eine egoistischere oder energischere Natur würde in einem solchen Falle vielleicht anders gehandelt haben.

Vergessen wir aber nicht, daß Schiller dieselbe herbe Kritik, die er gegen Andere walten ließ, auch an sich selbst und seinen eigenen Producten ausübte. Er war so mißtrauisch gegen sein Talent, daß er mitunter an seinem Dichterberuf zweifelte und unterm 4. September 1794 schrieb: „Ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann als einen Dich-

ter, und daß höchstens da, wo ich philosophiren will, der poetische Geist mich überrascht;" und ein paar Zeilen später: „Was ich je im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt, mir Muth zu machen und ein Machwerk wie der Carlos ekelt mich nunmehr an, wie sehr gern ich es auch jener Epoche meines Geistes zu verzeihen geneigt bin." (Beiläufig bemerkt hatte Schiller den Don Carlos bis zum 25. Februar 1789, wie er in einem Briefe von diesem Datum äußert, noch nicht ein einziges Mal spielen sehen.) Den „Geisterseher" nannte er, während er an demselben arbeitete, eine „Schmiererei" und von seinen oft so vollendeten Gedichten und Balladen spricht er zuweilen wie von etwas sehr Geringfügigem und Untergeordnetem; so schreibt er 1789: „Das lyrische Feld sehe ich eher für ein Exilium als für eine eroberte Provinz an. Es ist das kleinlichste und auch undankbarste unter allen. Zuweilen ein Gedicht, das laß ich mir gefallen." Im Gebiete des „natürlichen" Dramas, wie er es nennt, erkennt er in einem Briefe vom 25. Februar 1789 Goethe's Überlegenheit an. Die Stelle ist sehr merkwürdig, weshalb wir sie ganz hierher setzen wollen: „Mit Goethe messe ich mich nicht, wenn er seine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sicherere Sinnlichkeit, und zu allem diesen einen durch Kunstkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn; was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt. Hätte ich

nicht einige andere Talente, und hätte ich nicht so viel Feinheit gehabt, diese Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Dramas herüberzuziehen, so würde ich in diesem Fache gar nicht neben ihm sichtbar geworden sein. Aber ich habe mir eigentlich ein Drama nach meinem Talente gebildet, welches mir eine gewisse Excellence darin gibt, eben weil es mein eigen ist. Will ich in das natürliche Drama einlenken, so fühl' ich die Superiorität, die er und viele andere Dichter aus der vorigen Zeit über mich haben, sehr lebhaft. Deswegen lasse ich mich aber nicht abschrecken; denn eben, je mehr ich empfinde, wie viele und welche Erfordernisse mir fehlen, so überzeuge ich mich desto lebhafter und stärker von der Realität und Stärke desjenigen Talents, welches, jenes Mangels ungeachtet, mich so weit gebracht hat, als ich schon bin. Denn ohne ein großes Talent von der einen Seite hätte ich einen so großen Mangel von der andern nicht so weit bedecken können, als geschehen ist, und es überhaupt nicht so weit bringen können, um auf Köpfe zu wirken. Wieland selbst hat mir mehr als einmal eingestanden, daß ich ihm in verschiedenen Stücken überlegen sei. Mit dieser Kraft muß ich doch etwas machen können, das mich so weit führt, ein Kunstwerk von mir neben eins von den seinigen zu stellen." Das ist gerade der richtige Grad der Selbsterkenntniß, die richtige Mischung von Selbstgefühl und Bescheidenheit, womit sich in den Jahren, in welchen Schiller damals stand, große Dinge ausführen lassen. Es ist sehr die Frage, ob er noch im

Jahre 1800 diese Superiorität Goethe's eingeräumt haben würde; aber wol verwarf er in dem genannten Jahre seine noch heut so beliebte Ode „an die Freude," er nennt sie geradezu ein „schlechtes" Gedicht und meint, sie habe die Ehre erhalten, gewissermaßen ein Volksgedicht zu werden, „weil sie einem fehlerhaften Zeitgeschmack entgegengekommen sei."

Welche geistige Energie gehörte dazu, ungeblendet durch den Beifall der Menge ein solches unumwundenes Geständniß abzulegen und eine ganze Reihe von beliebten Gedichten und Dramen, die ihm sofort Popularität in Deutschland und selbst europäischen Ruf verschafften, als fehlerhaft und schlecht zu verwerfen! Von dieser Höhe der Selbstkritik gibt es wol kein zweites Beispiel. Allerdings wußte Schiller, daß ein deutscher Dichter bei dieser Popularität verhungern könne; er hatte dies an Bürger und fast hätte er es an sich selber erlebt. Aber was fragt ein junges Talent nach der Gefahr des Verhungerns, wenn in der andern Wagschale das verführerische Reizmittel des dichterischen Ruhms und des literarischen Einflusses liegt? Schiller aber strebte nach höhern und reinern Zielpunkten; die sogenannte Popularität, der zweideutige Beifall der Menge und der enthusiastische Taumel junger Brauseköpfe hatte für ihn nichts Verlockendes; nur an dem Beifall der Besten, Gebildetsten, Edelsten war ihm gelegen, wenigstens von dem Augenblicke an, wo auf den bacchantischen Taumel seiner Jugendperiode ein Zustand der Ernüchterung

folgte, der ihm erlaubte, tiefer in sich selbst zu blicken und zu erkennen, daß da noch ganz andere höhere Fähigkeiten und edlere Triebe schlummerten, als er bisher entwickelt hatte. Er verließ mit seltener Selbstverleugnung einen Weg, der so geeignet schien, ihm als dramatischen Dichter die Palme der Popularität, und zwar nicht blos in Deutschland, zu verschaffen und ihm eine glänzende Theatercarriere zu sichern. Schon in Don Carlos bahnte er sich eine andere Richtung, und auch von dieser Tragödie fühlte er, der Dichter selbst, später sich „angeekelt," weil sie ihm immer noch zu viele Elemente zu enthalten schien, welche geeignet waren, ihm die Gunst der Menge, aber nicht den Beifall der Besten und Edelsten einzutragen. Nicht um die flüchtige Gunst der Menge war es ihm zu thun, sondern um ein dauerndes Gedächtniß, um die Unsterblichkeit: „denn wer den Besten seiner Zeit genug gethan, er hat gelebt für alle Zeiten." Dieser Preis ist ihm gesichert. In dem Sinne, wie man ihn, statt besser „national," jetzt wol einen populären Dichter nennt, würde er selbst gern verschmäht haben, „populär" zu heißen. Er selbst wußte am besten, daß diese Popularität doch immer nur zumeist auf seinen Jugendproducten und auf gewissen Eigenschaften beruhe, auf die er selbst den geringsten Werth legte. Das Tiefste, Höchste und Heiligste, was ihm eigen war, wird von der Menge nicht verstanden und selbst von vielen derjenigen nicht, welche sich vorzugsweise seine Verehrer nennen und vielleicht nur mit einigen seiner beliebtesten Gedichte und Dra-

men genauer bekannt sind. Nur wenige Ausgewählte, welche nicht bei der bloßen Phrase stehen bleiben, sind berufen, ihn in dem zu würdigen und zu verstehen, was er selbst als seinen unsterblichen Theil erkannte. Und nur wer so unerbittlich strenge wie er gegen sich selbst war, hat das Recht, auch gegen andere unerbittlich streng zu sein.

Seine Idealitätsrichtung, die ihn anspornte nach immer Höherem und Vollkommnerem zu streben, machte ihn eben so oft unzufrieden mit sich und ungerecht gegen sich, als das Gefühl der geistigen Überlegenheit ihn unzufrieden mit den Menschen und ungerecht gegen die Menschen machte. Einige wenige vortreffliche Männer und Frauen ausgenommen, hatte Schiller die Menschen sicherlich von keiner sehr vortheilhaften Seite kennen lernen. Er war schon durch seine ersten lyrischen und dramatischen Produkte der Lieblingsdichter der Nation; aber was that diese Nation für ihn? Man zahlte an der Theaterkasse seine paar Kreuzer, um der Aufführung eines Schiller'schen Stücks beizuwohnen, und man kaufte namentlich die an Druckfehlern reichen Nachdrücke seiner Dramen, weil sie die wohlfeileren waren. Seine Geburtstage sind sicherlich, so lange er lebte, weniger solenn und geräuschvoll gefeiert worden, als nach seinem Tode. Im Übrigen wird man ihm gewiß keine jener Bedrückungen, Heimsuchungen und Demüthigungen erspart haben, die man überhaupt auch dem Genie nicht erspart, wenn und so lange es in bedrängten Umständen lebt oder gar zahlungsunfähig ist. Denn in Geld-

sachen hört bekanntlich in Deutschland alle Gemüthlichkeit, leider aber auch in den meisten Fällen jede billige Rücksicht auf. Den „Gevattern Schneider und Handschuhmacher" gilt das entblößte Talent eben auch nur als Lump, mit dem man nicht viel Sache zu machen braucht. Daher auch wol der Verzweiflungsausbruch Karl Moors, die bekannte Stelle: „O Menschen, Menschen! Heuchlerische Krokodilenbrut!" u. s. w. Im Gedränge hartherziger Gläubiger, den Schuldthurm vielleicht im Hintergrunde, läßt sich schwer einem idealen Ziele nachringen und eine größere dichterische Composition zu vollendeter harmonischer Gestaltung bringen; und es ist natürlich, daß gerade das zart organisirte Talent, das meist sehr reizbar organisirte Genie diesen Druck noch tiefer und bitterer empfindet als irgend ein anderes Individuum unter den gleichen Verhältnissen. So war es auch bei Schiller der Fall, bei ihm, der den tiefsinnigen Gedanken aussprach: „Wer erfreute sich des Lebens, der in seine Tiefen blickt." Zwar herrscht in den vulgären Berichten über seine Armuth starke Übertreibung, insofern man die Sache so darstellt, als ob Schiller seine ganze Lebenszeit hindurch Noth gelitten habe. Dies ist nun keineswegs der Fall; die großmüthige dänische Unterstützung im Belaufe von 3000 Thaler im Ganzen, die späteren ansehnlichen Cotta'schen Honorare, die Einnahmen, welche ihm die Aufführungen seiner Stücke bei der inzwischen solider sich gestaltenden Bühnenpraxis abwarfen, brachten ihn allmälig in eine mehr und mehr behagliche

Lage und sogar in den Besitz eines eigenen Häuschens und Gartens, spät zwar, aber nicht allzu spät; und man ist fast überrascht, in seinem Briefe an Körner vom 28. Mai 1804 die Versicherung zu lesen, daß er sich nicht getraue, in Berlin „unter 600 Friedrichsd'or" mit Bequemlichkeit leben zu können, ja daß diese nicht einmal hinreichen würden. Aber Thatsache ist, daß er von seiner Flucht aus Stuttgart an bis zur Übernahme der Professur, so groß auch die Erleichterung war, welche Körner ihm mit seltener Uneigennützigkeit gewährte, in sehr bedrängter Lage war, so daß ihm, nach eigener Versicherung, einmal in Weimar bei seinem ersten Aufenthalte daselbst alles Geld bis auf 2 Groschen Porto für einen Brief ausgegangen war. Der edelmüthigen Frau von Wolzogen schuldete er noch im Jahre 1788 eine Summe von 540 Gulden rheinisch, und noch mehr Schulden mußte er in Dresden bei Veit und andern contrahiren. Mehr als einmal klagt er in seinen Briefen an Körner darüber, daß ihm Schulden sein Leben verbittern, und er fügt hinzu: „Bei dieser Sachlage ist es ganz und gar um schriftstellerische Thätigkeit gethan." Dieser äußern Bedrängniß ist es auch wol zuzuschreiben, daß zwischen dem „Don Carlos" und der Vollendung des „Wallenstein" ein so großer Zeitraum liegt, in welchem er keine große Composition zu Stande brachte. Damals lebte er als echter Literat, d. h. er mußte für das tägliche Brod schreiben, arbeiten, was ihm dieser oder jener Buchhändler auftrug und seine Kräfte in Taschenkalendern

u. s. w. zersplittern. Selbst die Entstehung seiner historischen Arbeiten sind zum Theil auf diese Quelle zurückzuführen, und sicherlich wird man die Briefe, welche diese Nothstände und die Mittel ihnen abzuhelfen betreffen, nicht ohne Rührung lesen.

Mit noch viel größerem Antheil wird man aber Schiller's Krankheitsgeschichte lesen, die eigentlich schon im Jahre 1783 mit Fieberanfällen anfängt und erst mit seinem Tode endet. Diezmann in seiner trefflich zusammengestellten Schrift: „Friedrich von Schiller's Denkwürdigkeiten und Bekenntnisse“ bemerkt hierüber: „Niemand wird diese fast ununterbrochene Kette von großen und kleinen Leiden überblicken können, ohne das innigste Mitleid für den großen Dichter zu empfinden und zu gleicher Zeit ihn zu bewundern, weil er trotz alledem so Vieles und so Herrliches zu schaffen vermochte.“ Schiller, in jeder Hinsicht ein Repräsentant des Idealismus, widerlegte aufs überzeugendste die materialistische Ansicht, wonach nur eine gesunde Seele in einem gesunden Körper gesunde Schöpfungen hervorbringen könne; mit eiserner Kraft zwang seine Seele den gebrechlichen Körper, ihr den Willen zu thun, statt umgekehrt sich seinen Anfechtungen zu fügen. Schiller litt schon in den achtziger Jahren häufig an Unterleibsbeschwerden, Zahnschmerzen, Gesichtsgeschwulsten, Kopf- und Halsschmerzen, Husten und hartnäckigen Katarrhen, welche öfters zurücktraten und den Grund zu dem leidenreichen Jahre 1791 legten. Vom Januar bis Ende October des

genannten Jahres litt er fast ununterbrochen abwechselnd an Lungenentzündung, Blutspeien, an einem bleibenden spannenden Schmerz auf der rechten Brustseite, an Husten, Asthma und Fieber. Die Lungenentzündung, die ihn im Frühjahr überfiel, brachte ihn dem Tode ganz nahe. Schon verschwand der Puls, die Extremitäten wurden ganz kalt, selbst im heißen Wasser, und nur die stärksten Frictionen brachten wieder Leben in seine Glieder. Aber die ganze gewaltige Energie des seltenen Mannes spricht sich in seinem Briefe vom 21. Mai aus, wenn er schreibt: „Was daraus werden soll, weiß ich nicht; doch habe ich jetzt weniger Furcht, als vor einer Woche. Überhaupt hat dieser schreckhafte Anfall mir innerlich sehr gut gethan. Ich habe dabei mehr als einmal dem Tod in's Gesicht gesehen, und mein Muth ist dadurch gestärkt worden. Den Dienstag besonders glaubte ich nicht zu überleben; jeden Augenblick fürchtete ich der schrecklichen Mühe des Athemholens zu unterliegen; die Stimme hatte mich schon verlassen, und zitternd konnte ich blos schreiben, was ich gern noch sagen wollte. Darunter waren auch einige Worte an Dich, die ich jetzt als ein Denkmal dieses traurigen Augenblickes bewahre. Mein Geist war heiter, und alles Leiden, was ich in diesem Momente fühlte, verursachte der Anblick und der Gedanke an meine gute Lotte, die den Schlag nicht würde überstanden haben." Der Tod hatte seinen Stachel für ihn verloren, und wie ein Krieger, der auf dem Schlachtfelde dem Tode in's Auge geschaut hat, ging er mit erneuerter

Energie an seine Lebensaufgabe. Doch war kein Jahr seitdem leidenfrei, so daß er im Jahre 1797 von seiner „Fertigkeit im Übelbefinden“ sprechen konnte, die den Zustand weniger unerträglich mache. Sehr schlimme Jahre waren namentlich die Jahre 1797, 1798 und 1799, also gerade diejenigen Jahre, in denen er an seiner größten Dichtung, an seinem „Wallenstein,“ arbeitete. Jede Witterungsveränderung zog ihm während dieser Zeit und später peinigende, katarrhalische Zustände, Verschleimungen, Erbrechen und Durchfall, Fieber und Krämpfe und andere Leiden und in Folge davon schlaflose Nächte zu. Man glaube nicht, daß Schiller dieser Leiden wegen seinen Körper allzuängstlich geschont habe. Keineswegs! Er pflegte z. B. zu Zeiten, um rascher zu erwachen, angekleidet auf dem Sopha zu schlafen, worüber ihm Körner einmal im Jahre 1797 ernstliche Vorwürfe macht. Auch diese Leidenszustände mögen, indem sie hypochondrische Stimmungen zu nothwendigen Begleiterinnen hatten, dazu beigetragen haben, ihn zu bittern und scharfen Urtheilen geneigt zu machen; doch schädlicher in dieser Richtung wirkte wol eine Reihe von Jahren hindurch seine prekäre Lebenslage; denn wir sehen seine Urtheile über Personen und Verhältnisse im Laufe der Jahre immer milder werden, je mehr sich seine äußere Lage besserte, während doch seine körperlichen Leiden im Laufe der Jahre im Ganzen zunahmen. Möglich sogar, daß diese im Bunde mit andern Verhältnissen sein Gemüth nur weicher stimmten. Krankheiten haben nicht den

moralisch verbitternden und aufreizenden Einfluß, welchen aus nahe liegenden Gründen Nahrungssorgen und Demüthigungen, die davon die Folge sind, auf den Menschen zu äußern pflegen.

Zur Kenntniß dieser körperlichen und geistigen Leiden, seiner Krankheiten und Nahrungssorgen, wie überhaupt auch seiner ökonomischen und häuslichen Angelegenheiten und seines persönlichen Umgangs (z. B. mit der Familie Wieland, mit Reinholds, mit Charlotte von Kalb u. s. w.) ist Schiller's Briefwechsel mit Körner von äußerster Wichtigkeit und die Hauptquelle. Auch durch manche kleine interessante Züge, die auf Schiller's Lebensweise oder auf characteristische Vorfälle des geselligen Lebens Bezug haben, werden wir überrascht. So wenn er am 22. April 1787 aus Tharandt an Körner schreibt, daß er aus wirklicher Desperation das Biertrinken angefangen habe, und dann bemerkt: „Das englische Bier, wenn es noch nicht bestellt ist, mag ich für 4 Groschen nicht, denn es ist schlechter als das Ludwig'sche;" wenn er über ein Abendessen bei einem Dresdener Finanzrath berichtet und dabei erzählt, Blumauer's Ode an den Nachtstuhl, die „ganz charmant" sei, sei über Tische vorgelesen worden, was jetzt in einer gebildeten Gesellschaft sich als unanständig von selbst verbieten würde; wenn er am 4. September 1787 statt des von Körner erwarteten längeren Briefs nur ein ganz kleines Billetchen schreibt, weil ihm der Kopf ganz abscheulich von einem kleinen Rausche verwüstet sei, den er

sich in der vorhergehenden Nacht in einem tête-à-tête mit Bode geholt habe. Aus einem Briefe vom 24. October 1791 erfahren wir auch etwas über die „Butterbrodgesellschaften," die er in Jena gab, wobei er bemerkt, daß er, wenn er das halbe Jahr 4 Louisd'or mehr daran wende, alle Wochen zweimal drei oder auch vier Menschen bitten könne, was zu seinem Wohlsein nöthig sei. Nur wünscht er für seine Lotte einige leidlichere Frauengesellschaften, denn in diesem Stücke sähe es in Jena sehr traurig aus. Auch das Kartenspiel betrieb Schiller später mit einiger Passion, namentlich nach Tische, um sich zu erholen und seinen Geist ausruhen zu lassen. Dieses „Recept" will aber seinem Freunde Körner nicht recht einleuchten. „Musik und leichte Lectüre," fügt Körner hinzu, „thun mir gewiß mehr Dienste als die Karten, weil sie mich länger und angenehmer beschäftigen." Einen ähnlichen gelinden, indirecten Tadel in Betreff der Passion Schiller's für das Kartenspiel läßt einmal Goethe in einen seiner Briefe einfließen. Indeß auch andere große Geister und tiefe Denker huldigten in ihren Mußestunden dem Kartenspiel, ohne deshalb an ihrer Seele Schaden zu nehmen. Bemerkt zu werden verdient noch, daß Schiller an den Menschen, mit denen er umgehen sollte, besonders das „Feine und Stille" liebte, wie er dies z. B. an Herrn von Funk ausgeprägt fand.

An ästhetischen und philosophischen Erörterungen sind die Briefe beider Freunde und namentlich die Schiller's ungemein reich, und die des letztern können wesentlich dazu

dienen, manche in seinen dahin einschlagenden Schriften enthaltenen, vielleicht dunkeln Stellen aufzuklären und seinen ästhetischen Glaubenssatz zu erörtern, daß jedes Kunstwerk nur seiner eigenen Schönheitsregel Rechenschaft geben, dieser und keiner andern (blos moralischen) Forderung unterworfen sei, „weil sich jede Schönheit doch endlich in allgemeine Wahrheit auflösen läßt.“ (Vergl. den Brief vom 25. December 1788.) Es ist freilich ein Satz, der, wenn er in minder reine Hände als die Schiller's kommt, auch sein Bedenkliches und Gefährliches hat, wie so manche spätere wie gleichzeitige Ausartungen bewiesen, die, um nicht die moralische Tendenz zur Hauptsache zu machen, der Moral überhaupt den Krieg erklärten, unter dem Vorwande, daß die Schönheit, die aber dann häufig in eine Carrikatur der Schönheit auswuchs, einziges und oberstes Gesetz aller Kunst und um so poetischer sei, je weniger sie sich mit den beengenden Gesetzen der Ethik gemein mache. Man muß die Schönheit so verstehen, wie Schiller sie verstand, um nicht in unserer Zeit, welcher für die Schönheit doch der eigentlich naive und instinctive Sinn abgeht, auf diesem Wege in die ärgsten Verirrungen zu gerathen.*)

*) Man vergleiche hiermit übrigens eine von Schiller gelegentlich angeführte Bemerkung Wielands, „daß Alles, was wissenschaftliche Cultur in sich begreife, tief unter die Kunst zu stellen sei, daß jene dieser dienen müsse. Wenn ein wissenschaftliches Ganzes über die Kunst sich erhebe, so sei es nur in dem Fall, wenn es selbst ein Kunstwerk werde“ u. s. w

Die Briefe Schiller's eröffnen uns ferner die überraschendsten Blicke in die tiefsten Geheimnisse seines Schaffens, sowol im Allgemeinen, als in Betreff seiner einzelnen lyrischen und dramatischen Dichtungen, deren Genesis und Tendenz zu verstehen uns hier die merkwürdigsten Handhaben und Aufschlüsse geboten werden.

Doch in Bezug hierauf muß auf den Briefwechsel selbst verwiesen werden. Nur einen Punkt wollen wir hier hervorheben, nämlich abermals seine energische Willenskraft und seinen unermüdlichen, zähen Fleiß, jenen Fleiß, den Schiller gleichbedeutend mit „Genie" nennt. Überraschend sind z. B. die Aufschlüsse, die uns hier über das Entstehen und Werden seines „Wallenstein" geboten werden. Die erste Idee zu diesem seinem größten und gediegensten Werke faßte Schiller bereits im Jahre 1792, aber noch zwei Jahre später gesteht er, daß ihm vor dem Plane ordentlich angst und bange sei; im März 1796 ist er noch bei dem „Knochengebäude" des Stücks und in „sonderbarer Bewegung;" wenige Tage später gesteht er, daß er nun wirklich und in allem Ernste bei seinem „Wallenstein" sei und die letzten fünf Tage dazu angewendet habe, die von ihm in verschiedenen Perioden darüber niedergeschriebenen Ideen zu revidiren; im October 1796 beschäftigt ihn „Wallenstein" nun „ernstlich und ausschließlich," aber nur wenige Tage darauf, am 5. November, schreibt er, daß er die Quellen zum „Wallenstein" fleißig studire und daß er „ohne einen gewissen kühnen Glauben an sich selbst"

schwerlich würde fortfahren können. In dieser Weise geht es mit Studien der Geschichtsquellen und selbst kabbalistischer und astrologischer Schriften fort, und erst im November 1797, nachdem er sich im April vorher ein detaillirtes Scenarium entworfen, entscheidet er sich dafür, nun den Wallenstein in Jamben zu machen. Er hatte nämlich geschwankt, ob er nicht lieber gleich seine Stücke in Prosa abfassen solle, da die Schauspieler ja doch Verse wie Prosa zu behandeln und zu sprechen pflegten, war aber endlich doch zu der Überzeugung gelangt, daß es „unmöglich" sei, ein Gedicht in Prosa zu schreiben. Im December spricht er die Hoffnung aus, daß, obschon er bei seiner Kränklichkeit gewöhnlich einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf bis sechs Tagen des Drucks und Leidens büßen müsse, er doch die Hoffnung nicht aufgebe, den „Wallenstein" im nächsten Sommer spielen zu sehen. Am 9. März 1798 schreibt er: „Das Schwerste liegt hinter mir und drei Viertel der ganzen Arbeit sind absolvirt." Aber noch mehrmals gesteht er, das Werk aus Unmuth zurückgelegt zu haben, und noch ein ganzes Jahr bedurfte es, ehe es in allen Theilen fest und als vollendetes Ganzes dastand. Schiller war überhaupt, wie wir schon hervorhoben, ein Mann von der ungewöhnlichsten Energie und Zähigkeit. Seine Kenntnisse waren noch, als er nach Weimar kam, im Grunde höchst mangelhaft. Er konnte weder Euripides noch Shakspeare in der Ursprache lesen; denn er verstand kein Griechisch und kein Englisch. Im Jahre 1789 las

er, wie er in einem Briefe vom September gesteht, den Livius zum ersten Mal, und er bedauert zugleich, nicht Griechisch genug gelernt zu haben, um den Xenophon und Thucydides zu lesen. An gründliche historische und philosophische Studien hatte er während seiner Sturm- und Drangperiode nicht gedacht. Seine Jugendgedichte und Jugenddramen waren ungeregelte Producte seiner stürmischen Einbildungskraft und zum Theil ein Ausfluß seiner erbitterten Stimmung gegen Hofverderbniß wie gegen persönlichen äußern Lebensdruck; ein ästhetisches Bewußtsein mit festen Ausgängen und Zielpunkten hatte ihn dabei nicht geleitet. Er fühlte, wie weit er in allen diesen Punkten hinter Lessing, Goethe, Wieland und Herder zurückstand, denen er sich doch an natürlichem Beruf für die Dichtkunst gewachsen oder selbst überlegen fühlte. Alle diese Lücken sollten nun ausgefüllt werden. Mit eben so großer Hast als Ausdauer warf er sich auf ästhetische, philosophische und historische Studien, namentlich aber auf Kant, aus dessen von ihm vielbewunderten Schriften er nun seine Regeln schöpfte, gleichzeitig möchte er aber auch sofort Locke, Hume und Leibnitz studiren. Um Simplicität in Stil und Plan zu lernen, machte er sich, natürlich auf Grund schon vorhandener Übertragungen, namentlich der lateinischen von Josua Barnes, an seine Übersetzung der Euripidei'schen „Iphigenia in Aulis" (vergl. den Brief vom 9. März 1789); und da er den Originaltext nicht lesen konnte, mußte er, wie er sich ausdrückt, sein Original errathen. Und wie hat er es

errathen! Wie hat ihn sein wunderbarer Instinkt gelehrt, aus einer mittelmäßigen lateinischen Übersetzung die Schönheiten des Originals und den wahrhaft griechischen Geist herauszufühlen!

Der Schiller-Körner'sche Briefwechsel ist endlich, um paradox zu sprechen, noch durch das interessant und characteristisch, was er nicht enthält. Er enthält z. B. fast gar keine Beschreibungen irgendwelcher Art, keine Schilderungen von Städten, landschaftlichen Scenerien und Vorgängen aus dem Volksleben. In sich hineingekehrt, achtete Schiller sehr wenig auf dergleichen, und er gesteht einmal selbst, daß er kein Freund des Reisens sei, weil es ihn zerstreue. Der Briefwechsel enthält überhaupt nichts über jene Fragen der Gesellschaftswissenschaft und des Staatslebens, die uns jetzt so nahe gerückt sind, kaum eine Anspielung auf jene wichtigen politischen Ereignisse, welche Deutschland bedrohten oder betrafen und seine Existenz erschütterten. Im Jahre 1786 theilt Körner einmal seinem Freunde auch ein paar politische Neuigkeiten mit, weil Schiller keine Zeitungen läse, und am 23. April schreibt Körner an Schiller: „Du willst Politica von mir wissen; das ist ein neuer Zug von Dir.“ Nur die Revolutionsvorgänge in Frankreich erregten eine Zeit lang sein Gemüth aufs lebhafteste, aber nur um ihm zuletzt alle Politik gründlich zu verleiden. „Ich kann seit vierzehn Tagen keine französischen Zeitungen mehr lesen,“ schreibt er im Jahre 1793, „so ekeln diese elenden Schinderknechte mich an.“

und Körner denkt ähnlich, wenn er einmal über die Franzosen schreibt: „Das Comödiantenwesen dieser Menschen ist mir widerlich. Nur vor ihren Generalen muß man Respekt haben." Aus dem Schiller-Körner'schen Briefwechsel erfuhr die Welt auch zuerst von dem Vorhaben Schiller's, eine Vertheidigungsschrift für Ludwig XVI. zu verfassen; sie blieb jedoch unvollendet, und Schiller wandte sich nur um so eifriger und ausschließlicher seinen Untersuchungen über das Schöne zu, worüber die Briefe der beiden Freunde vom Winter 1793 ganze umfassende Abhandlungen enthalten. Jedenfalls begehen Diejenigen, welche in Schiller einen Anhänger gewaltsam revolutionärer Tendenzen, einen politischen Parteimann erblicken wollen, ein Unrecht an seinen Manen. Im Jahre 1789 stellt er sogar die Behauptung auf: „Wir Neueren haben ein Interesse in unserer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat und dem das vaterländische Interesse bei weitem nicht beikommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Etwas Anderes ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, den Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich." Eine Vermittelungslinie zwischen diesem Grundsatz und den politisch freisinnigen Elementen in seinen Dramen wird sich allerdings finden lassen, doch ist es unsere Aufgabe nicht, dies hier näher zu untersuchen

und zu erörtern. Jedenfalls sind Schiller's schweizer Bauern keine Maratisten oder Hébertisten, und unter den „ewigen Rechten," die sich ein Volk nöthigenfalls mit dem Schwert verschaffen soll, verstand Schiller etwas Anderes als die Menschenrechte Robespierre's.

Wenn Schiller sich von den wüsten Blut- und Mordscenen der französischen Revolution angeekelt fühlte und die politischen Geschicke Deutschlands ihn wenig interessirten und in Mitleidenschaft versetzten, so vergesse man nicht, daß ihn in seinen reiferen Jahren alles Unschöne, und mithin auch die französische Revolution, in der er nur ein Produkt der bestialischsten Leidenschaften und eine entschiedene Rückkehr zur Barbarei zu erblicken glaubte, abstieß und anwiderte, und daß der Zustand des verfallenen deutschen Reichs sehr wenig geeignet war, seine Sympathie zu erregen. Sein Streben ging, wie das seiner Freunde Goethe und Körner, nach allgemeiner Humanisirung, und diese, meinte er, könne und müsse unter jeder Regierungsform erreicht werden, wenn die Edelsten und Besten an diesem großen Werke mitarbeiteten. Schiller war, wie schon bemerkt, ein aristokratischer Geist, und in bloßen Massenbewegungen, im Aufschütteln der Hefe des Volks, in den Intriguen eigennütziger Parteihäupter erblickte er kein Heil. Es sind keine gemeine Hirten, die er in Wilhelm Tell, in Walther Fürst, in Stauffacher, in Melchthal schildert; sie alle haben etwas Aristokratisches, was sie über die Masse erhebt. Vollkommene Denk-, Religions- und Gewissens-

freiheit dünkte auch ihm ein köstliches Gut, das aber, wie er glaubte, unter dem Schutze liberal und human gesinnter Fürsten, deren es ja gerade damals in Deutschland so manche gab, und unter der Mitwirkung der geistig Hochbegabtesten zu erreichen und bei weisem Gebrauch zu wahren sein müsse, während jede rohe blos elementarische Massenbewegung sie in Frage stelle. Hätte er wie Körner das Unglück Preußens in den Jahren 1806 und 1807 und den nationalen Aufschwung 1813 erlebt, so würde auch er schwerlich ein ruhiger Zuschauer geblieben sein, wie Goethe, sondern wahrscheinlich selbst auf die Gefahr hin, mit diesem zu zerfallen, von dem Augenblicke an, wo die höchsten Heiligthümer deutscher Nation bedroht waren, zur Wiedergeburt der Nation nach Kräften mitgewirkt haben wie Körner.

Wir glauben in Vorstehendem Schiller's Charakter aus seinen Briefen mit möglichster Objectivität entwickelt und ihn durch sich selbst geschildert zu haben. Er steht vor uns in all seiner Energie, in aller Hoheit und Reinheit seines Strebens, aber auch nicht ohne die menschlichen Schwächen, die ihm als Schlacken anhingen und die er in riesenhafter Arbeit von sich abzustreifen trachtete und mehr und mehr wirklich auch abstreifte. Man hat nicht nöthig, Schiller zu idealisiren; wenn man ihn schildert, wie er als Mensch und Denker war, so tritt des Herrlichen und Großen genug zu Tage. Als oberster Grundsatz galt ihm: „die Wahrheit und Sittlichkeit in der Verhüllung des

Schönen.“ Wie er wahr war gegen sich und Andere, so forderte er auch von Andern Wahrheit, und er fordert sie noch; er fordert sie auch für die Beurtheilung seiner einzelnen poetischen Schöpfungen, welche bei allen Mängeln von einem Werth und Gehalt sind, daß sie jede Kritik, auch die schärfste, wie Schiller selbst sie an ihnen übte, vertragen können. Und wir erinnern hier an sein eigenes vortreffliches Wort: „Den Deutschen gereichen selbst treffliche Werke zum Verderben, weil sie gleich für heilig und ewig erklärt werden, und der strebende Künstler immer darauf zurückgewiesen wird. An diese Werke nicht religiös glauben, heißt Ketzerei, da doch die Kunst über allen Werken ist. Es gibt freilich in der Kunst ein Maximum, aber nicht in der modernen, die nur in einem ewigen Fortschritt ihr Heil finden kann.“ Hier haben wir wieder einen jener schlagenden Aussprüche Schiller's, die ihn als einen der freiesten und schärfsten Denker erscheinen lassen und die doch meist viel weniger beachtet worden sind als gewisse Schlagsentenzen in seinen Dramen. Genug des Ewigen ist in Schiller's Schöpfungen, an das anknüpfend wir weiter fortschreiten können, nur müssen wir das Ewige vom Vergänglichen zu unterscheiden wissen. Wer sich einen Verehrer Schiller's nennt, soll ihn im Geist und in der Wahrheit verehren und nicht als bloßer Buchstabengläubiger; denn es werden nicht alle, die Herr! Herr! sagen, in das Schiller'sche Himmelreich der schönen Sittlichkeit, Wahrheit und Freiheit gelangen.

Leipzig,
Druck von Giesecke und Devrient.

Preis-Ermässigung

einer Anzahl anerkannt guter Werke

aus dem

Verlag von **Veit & Comp.** in **Leipzig.**

Gans, Eduard, Rückblicke auf Personen und Zustände. 8. 351 S. 1836. 2 Thlr. Herabg. Preis . . 1 Thlr.

Inhalt: Paris im Jahre 1825. — Paris im Jahre 1830. — Paris im Jahre 1835. — Der Salon der Madame Recamier. — Ein Abend zwischen Sieyes und Merlin. — Brüssel am 26. August 1830. — Ein Besuch bei Jeremias Bentham. — Die Stiftung der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. — Die Schweiz am Ende des Jahres 1832. — Goethe an seinem Geburtstage. — Die Sitzung des Oberhauses vom 7. und 8. October 1831. — Die Deutschheit des Elsasses.

Jaffé, Ph., Geschichte des deutschen Reichs unter Lothar dem Sachsen Eine von der philosophischen Facultät zu Berlin gekrönte Preisschrift. gr. 8. VIII und 280 S. 1843. 1 Thlr. 7½ Ngr. Herabg. Preis . . . 20 Ngr.

Lebensgesetz, das, die Formen und der gesetzliche Zusammenhang des Lebens. gr. 8. IV und 304 S. 1842. 1 Thlr. 20 Ngr. Herabg. Preis . . . 25 Ngr.

Leibnitz, G. W. v., deutsche Schriften, herausgegeben von Dr. Guhrauer. Erster Band. gr. 8. 486 S. Beilagen 46 S. 1838. Zweiter Band. gr. 8. 512 S. Beilagen 90 S. 1840 Beide Bände 5 Thlr. 7½ Ngr. Herabg. Preis . . . . 2 Thlr. 15 Ngr.

Lerchenfeld, Gustav Freiherr v., Geschichte Baierns unter König Maximilian Joseph I. Mit besonderer Beziehung auf die Entstehung der Verfassungsurkunde. gr. 8. 416 S und 1 Tabelle. 1855. 2 Thlr. 10 Ngr. Herabg Preis . . . . . . 1 Thlr. 6 Ngr.

Nitzsch, K. W., Die Gracchen und ihre nächsten Vorgänger. Vier Bücher römischer Geschichte. gr. 8. 456 S. 1847. 2 Thlr. Herabg. Preis . . . 1 Thlr.

Preuss, J. D. E., Friedrich der Grosse als Schriftsteller. Vorarbeit zu einer echten und vollständigen Ausgabe seiner Werke. 8. 360 S. 1837. 1 Thlr. 22½ Ngr. Herabg. Preis . . . . 26 Ngr.

Preuss, J. D. E., Friedrich der Grosse als Schriftsteller. Ergänzungsheft. 8. 120 S. 1838. 17½ Ngr. Herabg. Preis . . . . 10 Ngr.

Schöll, Ad., Sophokles Aias. Deutsch in dem Versmaasse des Originals, mit einer Einleitung über Sinn und Geschichte der Aeakidenfabel und einem Anhange über zwei zum Aias gehörigen Tragödien. gr. 8. 255 S. 1842. 1 Thlr. 7½ Ngr. Herabg. Preis . . . . 20 Ngr.

Schwestern, Zwei. Ein Roman. Drei Theile. 8. 786 S. 1853. 3 Thlr. 10 Ngr. Herabg. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Shakspeare-Almanach. Herausgegeben von Gottlieb Regis. 8. 358 S. 1836. Cart. 1 Thlr. 15 Ngr. Herabg. Preis . . . . 20 Ngr.

Stieglitz, Charlotte. Ein Denkmal. Mit lithogr. Bildniss. 4. 314 S. 1835. Cart. 1 Thlr. 15 Ngr. Herabg. Preis . . . . 24 Ngr.

Zeitschrift, allgemeine, für Geschichte. Herausgegeben von Prof. Dr. W. Adolph Schmidt. gr. 8. Erster bis vierter Jahrgang. 1844—1847. Der Jahrgang 12 Hefte. 6 Thlr. 20 Ngr. Fünfter (letzter) Jahrgang 1848. 6 Hefte 3 Thlr. 10 Ngr. Herabg. Preis für alle 5 Jahrgänge zusammen . . . . 4 Thlr.
Einzelne Jahrgänge . . . . 1 Thlr.

Zunz, Dr. L., Zur Geschichte und Literatur. Erster Band. gr. 8. VI und 608 S. 1845. 3 Thlr. Herabg. Preis 2 Thlr.